

Jules Verne

Bekannte und unbekannte Welten

Das erzählerische Werk



Herausgegeben von
Wolfgang Thadewald

Michel Verne

Erzählungen

ePUB

69

Michel Verne

Erzählungen

- Ein Tag aus dem Leben eines amerikanischen Journalisten im Jahre 2889

- 1. Frz. Titel: LA JOURNÉE D`UN JOURNALISTE AMÉRICAIN EN 2890, später AU XXIXe SIÈCLE. LA JOURNÉE D`UN JOURNALISTE AMÉRICAIN EN 2889 (entstanden 1889 – 1890)
- 2. Frz. Vorabdruck:Journal d`Amiens 21.1.1891
- 3. Frz. Buch-Erstausgabe: in HIER ET DEMAIN, J.Hetzel, Paris 1910
- 4. Dt. Vorabdruck: keiner
- 5. Dt. Buch-Erstausgabe: in ANTECAPIENTIA, Bleymehl, Fürth 1964, ausgeliefert Mai 1964 Buchreihe, Band: – Übersetzung: Jakob Bleymehl Illustration: –
- 6. Hier benutzte Ausgabe: in DER EWIGE ADAM, Diogenes, Zürich 1967 Buchreihe, Band: Klassische Abenteuer Übersetzung: Erich Fivian Illustrationen: George Roux

- Der ewige Adam

- 1. Frz. Titel: EDOM, später L` ÉTERNEL ADAM (entstanden ca. 1900)
- 2. Frz. Vorabdruck: La Revue de Paris 1.10.1910
- 3. Frz. Buch-Erstausgabe: in HIER ET DEMAIN, J. Hetzel, Paris 1910
- 4. Dt. Vorabdruck: keiner
- 5. Dt. Buch-Erstausgabe: in ERIDANUS, Bleymehl, Fürth 1966 Buchreihe, Band: Antares 22 Übersetzung: Jakob Bleymehl Illustration: –
- 6. Hier benutzte Ausgabe: in DER EWIGE ADAM, Diogenes, Zürich 1967 Buchreihe, Band: Klassische Abenteuer Übersetzung: Erich Fivian Illustrationen: Léon Benett

Michel Verne

Im XXIX. Jahrhundert

Ein Tag aus dem Leben eines amerikanischen Journalisten im Jahre 2889

Die Menschen des XXIX. Jahrhunderts leben unausgesetzt mitten in einem Märchenland, ohne sich den Anschein zu geben, daß sie sich darüber im klaren sind. Wundern gegenüber sind sie blasiert, besonders angesichts jener, die ihnen der tägliche Fortschritt bringt. Alles scheint ihnen natürlich. Wenn sie ihre Zivilisation mit der Vergangenheit vergleichen würden, wüßten sie die unsrige besser zu schätzen und würden sich klar darüber, welch ein enormer Weg seither zurückgelegt wurde. Um wieviel bewundernswerter würden ihnen unsre modernen Städte vorkommen: unsre Städte mit hundert Meter breiten Fahrstraßen, mit dreihundert Meter hohen Häusern mit ihrer stets gleichbleibenden Temperatur, mit einem von Tausenden von Lufttaxis und Luftbussen durchfurchten Himmel! Neben diesen unsern modernen Städten, deren Bevölkerung oft bis zu zehn Millionen Einwohner zählt, waren jene früheren Städte – die vor tausend Jahren Paris, London, Berlin und New York hießen – bloß Dörfer und Weiler, Dreckstädtchen, die schlecht gelüftet und kotig sein mußten, in denen rumpelnde Kastenwagen, von Pferden – jawohl, von Pferden! – gezogen wurden; es scheint kaum glaublich! Wenn sich unsere Zeitgenossen den mangelhaften Betrieb vorstellen würden, der damals durch Dampfschiffe und Eisenbahnen versehen wurde, mit häufigen Kollisionen und unerträglicher Langsamkeit – wie würden dann unsere Reisenden die modernen Aerotrains und vor allem die pneumatische Untergrundbeförderung hochschätzen, die die transozeanische Verbindung herstellt und die Reisenden mit einer Geschwindigkeit von fünfzehnhundert Kilometern in der Stunde zu befördern vermag! Und würden sie nicht das Fernsehtelephon bedeutend mehr schätzen, wenn sie daran dächten, wie unsere Vorfahren sich mit dem vorsintflutlichen Apparat ›Telegraph‹ genannt, zufriedengeben mußten.

Wie sonderbar! Unsere überraschenden Transformationen beruhen auf Prinzipien, die unseren Vorfahren sehr wohl bekannt sein mußten, aus denen sie aber absolut keinen Nutzen zu ziehen verstanden. Tatsächlich sind ja Wärme,

Dampf und Elektrizität so alt wie die Menschheit. Bekräftigten denn nicht bereits Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Gelehrten, der einzige Unterschied zwischen physikalischen und chemischen Kräften bestehe in ihrer Art der Vibration, die beiden Kräften eigentümlich ist, den ätherischen Teilchen also?

Da sie damals also bereits diesen gewaltigen Schritt getan hatten, die Verwandtschaft aller Kräfte zu erkennen, ist es einfach unvorstellbar, daß es so lange gebraucht hat, bis es gelang, jede dieser Vibrationsarten zu bestimmen. Es ist außerordentlich, daß die Möglichkeit, einerseits direkt von einer Kraft zur andern überzugehen und sie anderseits einzeln zu produzieren, erst ganz kürzlich entdeckt wurde.

Trotzdem haben sich diese Dinge so zugetragen, und erst im Jahre 2790, vor hundert Jahren also, ist der berühmte Oswald Nyer daraufgekommen.

Ein großer Mann, ein wahrer Wohltäter der Menschheit! Seine geniale Entdeckung sollte die Mutter aller folgenden sein! Eine ganze Plejade von Erfindern entsproß ihr und fand ihre Krönung in unserem außerordentlichen James Jackson. Diesem letzteren verdanken wir die neuen Akkumulatoren, von denen die einen die Sonnenenergie, die andern die in unserer Erdkugel enthaltenen elektrischen Kräfte zu speichern vermögen; dann die dritte Gruppe von Akkumulatoren, die die Energie aus irgendeiner anderen Quelle ziehen, aus Wasserfällen, Winden, Flüssen und Strömen und dergleichen. Von ihm stammt auch jener Transformator, der auf einen einfachen Handgriff hin die elektrische Kraft aus den Akkumulatoren herausholt und sie in den Weltraum in Form von Wärme, Licht, Elektrizität und mechanischer Kraft abgibt, nachdem die von ihr erwartete Arbeit geleistet wurde.

Wahrlich, an jenem Tage, da diese zwei Apparate erfunden wurden, begann der eigentliche Erfolg. Sie haben dem Menschen beinahe uneingeschränkte Macht verliehen. Ihre Anwendungsmöglichkeiten sind nicht zu zählen. Sie haben die Landwirtschaft völlig revolutioniert, indem sie die Härten des Winterklimas durch den Einsatz sommerlichen Wärmeüberschusses ausgeglichen haben. Sie liefern den Luftfahrzeugen die fortbewegende Kraft und haben dadurch dem Handel zu einem hervorragenden Aufschwung verholfen. Ihnen verdanken wir die nie abbrechende Produktion von Elektrizität ohne galvanische Säulen oder Maschinen, das Licht ohne Verbrennung oder Weißglühen und endlich die unversiegbare Quelle der Energie, die die industrielle Produktion verhundertfacht hat.

Nun, diese gesamte Wunderwelt werden wir in einem unvergleichlichen Hotel – dem Hotel des *Earth Herald*, das gerade eben in der 16'823. Straße eingeweiht wurde – zu sehen bekommen.

Lebte der Gründer des *New York Herald*, Gordon Benett, plötzlich wieder unter uns, was würde er wohl sagen, wenn er diesen Palast aus Marmor und Gold erblickte, der seinem gefeierten Enkel, Francis Benett, gehört? Dreißig Generationen sind aufeinander gefolgt, doch der *New York Herald* blieb in der Familie der Benetts. Als vor zweihundert Jahren die Regierung der Union von Washington nach Centropolis verlegt wurde, folgte die Zeitung der Regierung – falls es nicht etwa gar umgekehrt war: daß die Regierung der Zeitung folgte – und gab sich den Namen *Earth Herald*.

Und man darf nicht etwa meinen, daß die Zeitung unter Francis Benetts Verwaltung Risiken gelaufen wäre. O nein! Ihr neuer Direktor sollte ihr sogar unvergleichliche Macht und Vitalität verleihen, indem er den telephonischen Journalismus einführte.

Das System, das durch das unerhört große Übermittlungsnetz des Telephons möglich geworden ist, dürfte ja bekannt sein: jeden Morgen wird der *Earth Herald*, anstatt gedruckt zu werden – wie das in den Jahren der Antike üblich war –, ›gesprochen‹. In raschem Gespräch mit einem Reporter, einem Politiker oder einem Wissenschaftler erfährt der Abonnent, was er wissen wollte. Was nun den Straßenverkauf betrifft, so nehmen die Zeitungskäufer vom Inhalt der Tagesausgabe in ungezählten Telephonkabinen Kenntnis, wo ihnen auf phonographischem Wege über alles Mitteilung gemacht wird.

Diese Erfindung von Francis Benett hauchte dem überlieferten Zeitungswesen neues Leben ein. Innerhalb von ein paar Monaten steigerte sich die Zahl der Abonnenten auf fünfundachtzig Millionen, das Vermögen des Verlegers vergrößerte sich entsprechend auf dreißig Milliarden, und heute beträgt es gar ein Vielfaches dieser Summe. Dank diesem Vermögen ist es Francis Benett möglich geworden, das von ihm geplante moderne Hotel zu bauen – ein Monumentalgebäude mit vier Fronten von je drei Kilometern Länge, dessen Dach sich mit der prächtigen Fahne des Bundes – sie weist heute fünfundsiebzig Sterne auf – geschmückt hat.

Zur Stunde wäre der Zeitungskönig Francis Benett auch König beider amerikanischer Kontinente – wenn die Amerikaner jemals einen Souverän dieser Art anerkennen könnten. Sie zweifeln an meinen Worten? So sehen Sie doch nur, wie die Machthaber sämtlicher Nationen, und auch unsere eigenen Minister, sich vor seiner Türe drängeln, seinen Rat einholen, um sein Einverständnis buhlen,

um Unterstützung durch sein allmächtiges Organ flehen! Unzählig sind die Wissenschaftler, deren Projekte er finanziert, die Künstler, die er unterstützt, die Erfinder, die er subventioniert! Ermüdend ist ein solches Königtum; es bedeutet tägliche pausenlose Arbeit, die in früheren Zeiten ein Mensch nicht hätte bewältigen können. Glücklicherweise sind die Menschen von heute robuster, dank dem Fortschritt der Hygiene und der körperlichen Ertüchtigung durch das Turnen, die das Durchschnittsalter der Menschen von 37 auf 68 Jahre hinaufgeschraubt haben – und dank der aseptischen Zubereitung der Lebensmittel, was natürlich nur ein Zwischenglied in der Entwicklung bedeutet, bis nämlich entdeckt ist, wie man sich von Luft ernährt … indem man einfach einatmet.

Und jetzt möchte ich Sie mit der täglichen Arbeit eines Direktors des *Earth Herald* bekanntmachen. Nehmen Sie sich die Mühe und begleiten Sie ihn bei seinen vielseitigen Aufgaben – heute, am 25. Juli des laufenden Jahres 2889.

Francis Benett ist an diesem Morgen recht verdrießlich erwacht. Jetzt weilt seine Frau schon seit acht Tagen in Frankreich, und er fühlt sich ein bißchen einsam. Ist es zu glauben? Zehn Jahre sind sie nun verheiratet, doch ist es das erstemal, daß Frau Edith Benett, eine *professional beauty,* so lange von ihm getrennt bleibt. Gewöhnlich genügen ihr zwei bis drei Tage für ihre häufigen Reisen nach Europa, genauer gesagt nach Paris, wo sie ihre Hüte einkauft.

Seit er erwacht ist, hat darum Francis Benett sein Fernsehtelephon eingeschaltet, dessen Drähte ihn mit dem Hotel, das er in den Champs-Elysées besitzt, verbinden.

Das durch einen Fernsehapparat ergänzte Telephon ist eine weitere Errungenschaft unserer Epoche! Obgleich die Übermittlung der menschlichen Stimme durch den elektrischen Strom schon sehr alt ist, wurde die Bildübertragung doch erst vor relativ kurzer Zeit möglich. Eine köstliche Entdeckung ist es schon, und Francis Benett ist nicht der letzte, der den Erfinder dafür segnet, wie er nun seine Frau sehen kann, die vor ihm in einem Telephotospiegel sichtbar wird, und zwar – trotz der enormen Distanz, die sie trennt – sehr deutlich.

Welch süße Vision! Frau Benett liegt noch im Bett, offenbar ein wenig müde von dem Ball-oder Theaterbesuch des vergangenen Abends. Es muß zwar schon bald Mittag sein, dort drüben, doch sie schläft immer noch und hat ihr reizendes Gesichtchen in die Spitzen des Kopfkissens vergraben.

Doch jetzt bewegt sie sich … ihre Lippen zittern … Träumt sie wohl? … Ja,

sie träumt! … Und jetzt: ein Wort, von ihren Lippen geflüstert: »Francis … mein lieber Francis! …«

Und wie sein Name von dieser sanften Stimme *derartig* ausgesprochen wird, hebt sich die Laune unseres Francis Benett sogleich ganz erstaunlich. Weil er die schöne Schläferin nicht zu wecken begehrt, springt er rasch aus seinem Bett und in den mechanischen Ankleideapparat.

Zwei Minuten darauf setzt ihn die Maschine gewaschen, frisiert, vom Kopf bis zu den Füßen völlig angezogen vor der Tür zu seinen Arbeitszimmern ab. Gleich kann er seine Tagesarbeit beginnen.

Erst begibt er sich einmal in die Feuilleton-Redaktion. Das ist ein immenser Saal, der von einer riesigen Glaskuppel überdacht wird. In der einen Ecke stehen viele Telephonapparate, über die einhundert Literaten des *Earth Herald* hundert fiebernden Zuhörern hundert Kapitel aus hundert Romanen vorlesen.

Er nähert sich einem der gerade für fünf Minuten pausierenden Feuilletonisten und sagt zu ihm:

»Sehr gut, sehr gut, Ihr letztes Kapitel! Jene Szene, in der die junge Dorfschöne mit ihrem Verehrer gewisse Probleme der transzendenten Philosophie anschneidet, zeugt von differenzierter Beobachtung. Noch selten sind die ländlichen Sitten besser gezeichnet worden! Fahren Sie so fort, mein lieber Archibald, und gutes Gelingen! Dank Ihnen haben wir seit gestern zehntausend neue Abonnenten!«

»Mr. John Last«, wendet er sich dann an einen andern Mitarbeiter, »mit Ihnen bin ich schon weniger zufrieden! Ihr Roman ist nicht erlebt! Sie rennen zu rasch aufs Ziel los! Wo bleiben denn die dokumentarischen Geschehnisse? Zergliedern muß man, zergliedern! Man schreibt heute nicht mehr mit einer Feder. Mit einem Schnitzmesser müssen Sie schreiben! Im wirklichen Leben beruht eine jede Handlung auf flüchtigen, aufeinanderfolgenden Gedanken, die ihrerseits sorgfältig und der Reihe nach aufgezählt sein wollen, wenn wir ein lebendes Wesen schaffen möchten! Was ist denn einfacher, als sich zu diesem Zweck des elektrischen Hypnotismus zu bedienen, der das menschliche Wesen aufspaltet und in seine beiden Persönlichkeiten trennt! Schauen Sie sich zu, wie Sie leben, mein lieber John Last! Machen Sie es Ihrem Kollegen nach, den ich gerade eben so gelobt habe! Lassen Sie sich hypnotisieren … Wie? … Sie tun das bereits? … Dann aber nicht gründlich genug, nicht gründlich genug!«

Nach dieser kleinen Rüge fährt Francis Benett mit seiner Inspektion weiter und begibt sich in den Reportersaal. Seine fünfzehnhundert Reporter sitzen soeben vor derselben Anzahl Telephone und geben den Abonnenten die

Nachrichten bekannt, die während der Nacht aus allen Teilen der Welt eingelaufen sind. Die Organisation dieses unvergleichlichen Dienstes ist schon wiederholt beschrieben worden. Außer dem Telephon hat jeder Reporter vor sich eine Anzahl von Übermittlungsgeräten, die ihm gestatten, sich in ganz bestimmte Fernsehkanäle einzuschalten. So können die Abonnenten den Verlauf der Ereignisse nicht nur hören, sie können ihn auch mit den Augen verfolgen. Geht es um die Spalte ›Verschiedenes‹ – wo meistens die Angelegenheit im Moment der Berichterstattung bereits der Vergangenheit angehört –, dann werden die wichtigsten Phasen in einer Aufzeichnung wiedergegeben, die durch Photographie an Ort und Stelle festgehalten wurde.

Francis Benett spricht einen der zehn Reporter an, die das Ressort Astronomie unter sich haben.

»Na und, Cash? Was haben Sie empfangen?«

»Phototelegramm von Merkur, Venus und Mars, Chef.«

»Interessant, dieses letztere?«

»Ja! Eine Revolution im Zentralreich zugunsten der liberalen Reaktionäre und gegen die konservativen Republikaner.«

»Aha! Wie bei uns! – Und von Jupiter? …«

»Noch nichts, bis jetzt! Wir verstehen einfach die Signale der Jupiterbewohner noch nicht so recht. Vielleicht erhalten sie unsere Nachrichten nicht?«

»Das ist Ihre Sache, und ich mache Sie dafür verantwortlich, Cash!« gibt Francis Benett verstimmt zurück. Er sucht den Saal der Redaktion für wissenschaftliche Angelegenheiten auf.

Dort sitzen über ihre Rechnungsmaschinen gebeugt dreißig Wissenschaftler und beschäftigen sich mit Gleichungen fünfundneunzigsten Grades. Einige spielen mit Formeln für die Unendlichkeit in der Algebra und mit solchen des Weltraumes mit vierundzwanzig Dimensionen herum, wie ein Primarschüler sich mit den vier Funktionen der Arithmetik beschäftigen würde.

Francis Benett platzt in ihre Mitte wie eine Bombe:

»So, meine Herren, was habt ihr zu melden? Keine Antwort von Jupiter? … Ist doch immer die gleiche Geschichte! Also wirklich, Corley, jetzt beackern Sie seit zwanzig Jahren diesen Planeten, scheint mir …«

»Was wollen Sie, Chef«, erwidert der Angeredete, »unsere Optik läßt eben noch viel zu wünschen übrig, und sogar mit unseren Dreikilometerteleskopen …«

»Haben Sie das gehört, Peer!« fährt Francis Benett dazwischen, und dabei dreht er sich dem Nachbarn des ›Corley‹ Genannten zu, »die Optik läßt zu wünschen übrig! … Das ist *Ihre* Sparte, mein Lieber! So zieht euch doch Brillen an, verdammt nochmal! Zieht euch Brillen an!«

Dann, wieder zu Corley: »Nun, wenn's mit Jupiter nichts ist, bekommen wir wenigstens vom Mond eine Antwort? …«

»Auch nicht, Herr Benett!«

»Ha! Diesmal könnt ihr aber nicht der Optik schuld geben! Der Mond liegt uns sechshundertmal näher als Mars, mit dem wir immerhin eine regelmäßige Korrespondenz unterhalten. An den Teleskopen kann es also nicht liegen …«

»Nein! An den Bewohnern muß es liegen«, bemerkte Corley mit dem feinen Lächeln des mit allen Wassern gewaschenen Wissenschaftlers.

»Sie wagen es, zu behaupten, der Mond sei unbewohnt?«

»Auf der uns zugekehrten Seite wenigstens, Herr Benett. Wer weiß, vielleicht auf der andern …«

»Also gut, Corley, es gibt ein sehr einfaches Mittel, das sicher festzustellen …«

»Welches Mittel? …«

»Wir drehen den Mond um!«

Und noch am selben Tag erarbeiteten die Gelehrten der Benett-Betriebe die mechanischen Mittel, welche die Umdrehung unseres Satelliten ermöglichen werden.

Im übrigen hat Francis Benett Grund zur Zufriedenheit. Einer der Astronomen des *Earth Herald* hat soeben die Daten des neuentdeckten Planeten Gandini zu bestimmen vermocht. Dieser Planet kreist in einem Abstand von zwölf Trillionen, achthunderteinundvierzig Billionen, dreihundertachtundvierzig Millionen, zweihundertvierundachtzigtausendsechshundertunddrei-undzwanzig Metern und sieben Dezimetern um die Sonne. Er tut das innert fünfhundertzweiundsiebzig Jahren, einhundertundvierundneunzig Tagen, zwölf Stunden, dreiundvierzig Minuten und neun und vierfünftel Sekunden … Francis Benett ist begeistert von solcher Präzision.

»Gut!« ruft er, »nun aber rasch den Reportersaal benachrichtigen! Ihr wißt doch alle, mit welcher Leidenschaft die Öffentlichkeit all diese astronomischen Probleme verfolgt. Mir liegt daran, daß diese Neuigkeit noch in der heutigen Nummer erscheint!«

Ehe er den Saal der Redaktoren für wissenschaftliche Angelegenheiten verläßt, geht er rasch zur Spezialgruppe der Interviewer hinüber und wendet sich rasch an den, der das Ressort ›Berühmte Persönlichkeiten‹ unter sich hat:

»Haben Sie Präsident Wilcox schon interviewt?«

»Jawohl, Herr Benett, und ich schreibe in der Informationsspalte, er leide ganz entschieden an einer Magenerweiterung und er lasse sich gewissenhaft immer wieder den Verdauungstrakt ausspülen.«

»Ausgezeichnet. Und die Sache mit dem Mörder Chapmann? … Haben Sie die Geschworenen, die zu Gericht sitzen werden, bereits interviewt? …«

»Ja. Alle sind von seiner Schuld dermaßen überzeugt, daß sie die Affäre nicht einmal werden besprechen müssen. Der Angeklagte wird hingerichtet sein, ehe sie ihn haben verurteilen können.«

»Ausgezeichnet! Sehr gut!«

Der angrenzende Saal ist der Werbung gewidmet. Er mißt gut und gern einen halben Kilometer. Man kann sich ja denken, welche Rolle die Werbung für eine Zeitung wie den *Earth Herald* spielt, die im Durchschnitt drei Millionen Dollar pro Tag einträgt. Dank einem genialen System geschieht übrigens diese Werbung in absolut neuer Form. Das Patent dazu wurde einem armen Teufel, der kurz darauf Hungers starb, für drei Dollar abgeluchst. Es handelt sich um gigantische Plakate, die auf die Wolken projiziert werden. Deren Ausmaße werden dadurch so ungeheuer, daß die Bevölkerung eines ganzen Landes sie zur gleichen Zeit zu sehen vermag. Auf dieser Galerie sind eintausend Projektionsapparate andauernd damit beschäftigt, die Plakate auf die Wolken zu werfen, von denen sie dann in Farben reflektiert werden.

Doch heute, wie Francis Benett die Galerie betritt, bemerkt er, daß die Mechaniker mit verschränkten Armen vor ihren stillgelegten Projektionsapparaten stehen. Er fragt warum, und sie zeigen anstelle jeder Antwort auf den klarblauen Himmel.

»Ach ja, schönes Wetter«, murmelt er, »keine Himmelswerbung möglich! Was tun? Wenn es nur eine Frage des Regens wäre! Den könnte man herstellen. Aber wir brauchen nicht Regen, wir brauchen Wolken! …«

»Jawohl«, meint der Chefmechaniker, »schöne weiße Wolken müssen es sein!«

»Also gut! Herr Samuel Mark, Sie wenden sich sofort an die wissenschaftliche Redaktion, Abteilung Meteorologie! Richten Sie von mir aus, sie soll sich einmal intensiv mit dem Problem der künstlichen Wolkenbildung

befassen! Wir können doch nicht ständig von der Gnade des schönen Wetters abhängig sein!«

Nach der Inspektion der verschiedenen Zeitungsressorts schreitet Francis Benett in den Empfangsraum, wo ihn die Botschafter und bevollmächtigten Minister, die bei der amerikanischen Regierung akkreditiert sind, bereits erwarten. Diese Herren sind gekommen, um beim allgewaltigen Direktor Rat zu holen. Benett betritt den Salon, wo schon eifrig diskutiert wird:

»Exzellenz mögen mir verzeihen«, sagt eben der Botschafter Frankreichs zum Botschafter der Russen, »ich sehe nicht ein, was an der Europakarte geändert werden müßte. Der Norden den Slawen, meinetwegen! Doch der Süden den Romanen! Unsre gemeinschaftliche Grenze, der Rhein, scheint mir ausgezeichnet! Im übrigen möchte ich, daß Ihnen folgendes klar ist: Meine Regierung wird sich jedem Unternehmen, das sich gegen Rom, Madrid oder Wien richtet, energisch widersetzen!«

»Brav gesprochen!« meint Francis Benett dazu, wie er nun mitten unter sie tritt und sich in die Debatte einschaltet.

»Wie denn, Herr Botschafter von Rußland, ist es möglich, daß Sie an Ihrem riesigen Reich noch nicht genug haben, das sich vom Rhein bis zu Chinas Grenzen erstreckt und dessen Küsten von dem Eismeer, dem Atlantik, dem Schwarzen Meer, dem Bosporus und dem Indischen Ozean umspült werden? Und was sollen denn die Drohungen? Ist denn überhaupt ein Krieg noch möglich bei diesen modernen Erfindungen, diesen erstickungbringenden Geschossen, die man auf eine Distanz von hundert Kilometern abschießen kann; diesen zwanzig Meilen langen elektrischen Entladungen, die mit einem einzigen Schlag ein ganzes Armeekorps zu vernichten vermögen; diesen Projektilen, die, mit Mikroben angefüllt, Pest, Cholera und Gelbes Fieber verbreiten und die innerhalb weniger Stunden eine ganze Nation zu zerstören vermöchten?«

»Das wissen wir, Herr Benett«, antwortet der russische Botschafter. »Doch kann man immer, wie man möchte? … An unserer Ostgrenze werden wir selber vom Chinesen bedrängt; also müssen wir, koste es was es wolle, gewisse Anstrengungen gegen Westen unternehmen …«

»Ist das alles, Herr Botschafter?« Francis Benett schlägt einen gönnerhaften Ton an: »Nun gut! Da also die Fruchtbarkeit des Chinesen für die Welt eine Gefahr bedeutet, wollen wir den Sohn des Himmels ein bißchen drücken! Er wird seinen Untertanen eine maximale Geburtenzahl vorschreiben, die sie unter Androhung der Todesstrafe nicht überschreiten dürfen! Ein Kind zuviel? … Ein Vater weniger! Das dürfte die Sache kompensieren. – Und Sie, Herr Konsul?«

wendet sich der Direktor des *Earth Herald* nun an den britischen Konsul, »was kann ich für Sie tun?«

»Viel, Herr Benett! Es dürfte genügen, wenn Ihre Zeitung zu unsern Gunsten einen Feldzug einleiten würde …«

»Zu welchem Zwecke? …«

»Ganz einfach: um gegen die Einverleibung Englands in die Vereinigten Staaten zu protestieren …«

»Ganz einfach!?« meint Francis Benett darauf achselzuckend. »Eine Annexion, die vor hundertfünfzig Jahren geschah! Aber eben: die Herren Engländer können sich nie in diese Sache fügen, die durch eine gerechte Vergeltung hienieden ihr Land zu einer amerikanischen Kolonie gemacht hat! Völliger Irrsinn! Wie ist denn Ihre Regierung auf die hirnverbrannte Idee gekommen, ich würde jemals eine derart antipatriotische Kampagne für sie …«

»Herr Benett, nach der Monroe-Doktrin gehört ganz Amerika den Amerikanern, Sie wissen es. Aber eben nur Amerika, und nicht …«

»England, mein Herr, ist heute nichts als eine unserer Kolonien, immerhin eine der schönsten. Rechnen Sie ja nicht damit, daß wir sie jemals wieder abtreten werden!«

»Sie weigern sich also?«

»Ich weigere mich, und wenn Sie auf Ihrer Forderung beharren sollten, werden wir daraus einen *casus belli* konstruieren, und zwar einzig auf das Interview eines unserer Reporter hin!«

»Das ist das Ende!« murmelt der zerknirschte Konsul vor sich hin. »Das Vereinigte Königreich, Kanada und Neu-Britannien gehören den Amerikanern, Indien den Russen, Australien und Neuseeland gehören sich selbst! Was bleibt uns noch von all dem, was einst Großbritannien hieß? … Nichts mehr!«

»Nichts mehr, Herr Konsul! Und was ist mit Gibraltar?« fragt Francis Benett zurück.

Gerade da schlägt es zwölf Uhr mittags. Der Direktor des *Earth Herald* deutet mit einer Handbewegung das Ende der Audienz an und verläßt den Salon. Er setzt sich in einen Rollsessel, und in wenigen Minuten hat er sein Speisezimmer erreicht, das sich einen Kilometer entfernt am andern Ende des Hotels befindet.

Der Tisch ist gedeckt. Francis Benett nimmt Platz. In Reichweite befinden sich eine ganze Menge von Hahnen. Und direkt vor ihm wölbt sich die Scheibe

des Fernsehers, auf der soeben das Eßzimmer seines Hotels in Paris erscheint. Ungeachtet des Zeitunterschieds sind Herr und Frau Benett übereingekommen, zur selben Zeit ihr Mittagsmahl einzunehmen. Es gibt ja nichts Schöneres als sich so gegenüberzusitzen und, der großen trennenden Distanz zum Trotz, durch das Mittel des Fernsprechers miteinander zu plaudern.

Doch jetzt eben ist das Eßzimmer in Paris völlig leer …

›Edith wird sich wieder mal verspätet haben!‹ denkt Francis Benett. ›Oh, die Pünktlichkeit der Frauen! Alle Dinge verbessern sich ständig, dieses eine aber nicht! …‹

Und während er diese leider nur allzu berechtigte Feststellung macht, dreht er an einem der Hahnen.

Wie alle wohlhabenden Menschen unserer Epoche verzichtet Francis Benett auf eine häusliche Küche. Er ist einer der vielen Abonnenten einer großen *Traiteur-Gesellschaft.* Sie liefert über ein ganzes Rohrpostnetz Mahlzeiten von tausenderlei Sorten. Das System ist kostspielig, das versteht sich, aber die Speisen schmecken besser, und es hat außerdem den Vorteil, daß es die haarsträubende Rasse der Blauband-Köche beiderlei Geschlechts abgeschafft hat.

Francis Benett speist also allein – zu seinem leisen Bedauern. Wie er seinen Kaffee austrinkt, erscheint nun doch noch Frau Benett auf dem Bildschirm.

»Wo kommst denn du her?« erkundigt sich ihr Gatte.

»Da schau her!« läßt Frau Benetts Stimme sich vernehmen, »bist du schon fast fertig? … Komme ich zu spät? … Wo ich herkomme? … Natürlich vom Hutmacher! … Du, dieses Jahr gibt es aber phantastische Hüte! Entzückend! Eigentlich sind es gar nicht mehr richtige Hüte … eher so eine Art Kirchenkuppeln! … Ich habe mich wohl etwas lange dabei verweilt! …«

»Etwas schon, meine Liebe, so lange, daß ich jetzt mit meiner Mahlzeit schon am Ende bin …«

»Na schön, dann geh halt wieder … geh an deine Arbeit«, gibt Frau Benett zur Antwort. »Ich habe noch eine Besorgung zu machen. Ich möchte meinen Schneider und Modelleur aufsuchen.«

Dieser Schneider aber ist niemand anderes als der berühmte Wormspire, der Mann, der einmal gesagt haben soll: ›Eine Frau ist nichts weiter als ein Formproblem.‹

Francis Benett gibt seiner Frau einen Kuß auf die Wange – das heißt: auf den Bildschirm – und macht ein paar Schritte bis zum Fenster, wo sein Aerotaxi

bereits wartet.

»Wohin möchten Sie, Herr Benett?« erkundigt sich der Pilot.

»Warten Sie mal … ja, ich habe Zeit … Fliegen Sie mich zu meinen Akkumulatorenfabriken am Niagara!«

Das Aerotaxi, eine erstaunliche Maschine, deren Konstruktion auf dem Prinzip des unterschiedlichen spezifischen Gewichts beruht, fliegt mit einer Geschwindigkeit von sechshundert Kilometern in der Stunde durch die Luft. Unter ihm tauchen Städte auf und bleiben weit zurück – Städte mit rollenden Bürgersteigen, die die Passanten die Straßen entlang befördern; dann wieder Landschaften, die mit ihren unzähligen elektrischen Leitungen einem Spinnennetz gleichen.

In einer knappen halben Stunde setzt das Lufttaxi Francis Benett auf seiner Fabrik am Niagara ab. Den Strom, der dort aus den Wasserfällen gewonnen wird, verkauft oder vermietet Benett an die Verbraucher. Sobald er seinen Besuch beendet hat, fliegt er über Philadelphia, New York und Boston nach Centropolis zurück. Um fünf Uhr etwa ist er wieder ›daheim‹.

Im Vorraum des *Earth Herald* wartet eine große Menge auf die Rückkehr von Francis Benett. Es sind diesmal Vertreter, denen er jeden Tag eine Audienz gewährt. Es befinden sich darunter Erfinder, die sich um Kapital bewerben möchten, Vermittler mit allerlei Vorschlägen, alles hervorragende Geschäfte – wenn man sie darüber reden hört … Unter den vielen Projekten muß nun die Wahl getroffen werden; die schlechten müssen abgelehnt, die zweifelhaften untersucht, die guten angenommen werden.

Innert kürzester Zeit hat Francis Benett all die Leute hinausgewiesen, die bloß nutzlose oder undurchführbare Ideen vorbrachten. Da kommt doch tatsächlich der eine und will die Malerei wiederaufleben lassen, die vergessene Kunst, die im Laufe der Zeit derart in Verruf geriet, daß der *Angelus* von Millet schließlich noch ganze fünfzehn Franken erzielte. Das konnte natürlich nur geschehen, weil die Farbenphotographie ihren Siegeszug gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts antrat. Erfunden hat sie der Japaner Aruziswa-Riochi-Nichome-Sanjukamboz-Kio-Baski-Ku, dessen Name dadurch allen Leuten geläufig geworden ist. Ein anderer Besucher will doch tatsächlich den Bioogen-Bazillus gefunden haben, der den Menschen unsterblich machen soll, sobald der sagenhafte Bazillus in den Organismus eingespritzt wird … Wieder ein anderer, ein Chemiker, hat ein neues Element, das Nihilium, entdeckt, von dem das Gramm bloß drei Millionen Dollar kosten soll … Und schließlich der Arzt, der kühn behauptet, er habe ein todsicheres Rezept gegen Schnupfen …

All diese Phantasten werden natürlich prompt vor die Tür gesetzt. Einige wenige aber werden besser empfangen, vorerst ein junger Mann, dessen hohe Stirn überragende Intelligenz verrät.

»Herr Benett«, beginnt er, »früher gab es fünfundsiebzig Elemente, heute ist diese Anzahl auf drei beschränkt. Das wissen Sie doch, nicht wahr?«

»Klar!«

»Gut also, Herr Benett. Und ich bin drauf und dran, diese drei auf ein einziges Element zurückzuführen. Ich brauche nur etwas Geld, und in ein paar Wochen ist der Erfolg da.«

»Und was weiter?«

»Was weiter? Ich werde ganz einfach das Absolute erforscht und gefunden haben.«

»Ja, aber die Folge dieser Entdeckung?«

»Die Folge wird die simple Herstellungsmöglichkeit sämtlicher Stoffe sein: Stein, Holz, Metall, Kunststoff …«

»Wollen Sie damit behaupten, Sie könnten auch ein menschliches Wesen herstellen? …«

»Fix und fertig, sogar … Es wird ihm bloß die Seele fehlen!«

»Bloß!« meint dazu ironisch Francis Benett. Doch er weist dem jungen Mann einen Platz in der wissenschaftlichen Abteilung der Redaktion an.

Ein zweiter Erfinder hat seine Forschertätigkeit auf alte, aus dem 19. Jahrhundert stammende Erfahrungen gestützt, die seither immer wieder auftauchten, nämlich die Idee, eine ganze Stadt durch einen riesigen Wohnblock zu ersetzen. Es handelt sich um die Stadt Saaf, die fünfzehn Meilen vom Meer entfernt liegt und die nun in einen Badeort verwandelt werden soll, indem sie auf Schienen bis zur Küste transportiert wird. Daraus würde sich ein enormer Mehrwert für den schon bebauten und noch zu bebauenden Boden ergeben.

Francis Benett ist von diesem Projekt bestrickt. Er ist bereit, sich mit fünfzig Prozent daran zu beteiligen.

»Sie wissen ja, Herr Benett«, meldet sich ein dritter, »daß es uns dank unseren Akkumulatoren und Transformern gelungen ist, die Jahreszeiten auszugleichen. Nun, ich behaupte, daß ich noch mehr erreichen kann: Warum verwandeln wir nicht einen Teil der gewonnenen Energie in Wärme und leiten dann diese Wärme in die Polarregionen, wo sie das Eis schmelzen …«

»Lassen Sie mir Ihre Pläne da«, beschließt Francis Benett, »und kommen Sie

in acht Tagen wieder!«

Und dann kommt der vierte Wissenschaftler mit der Nachricht, daß eines der größten Probleme, das die Menschheit beschäftige, noch an diesem Abend seine Lösung finden werde:

Wir erinnern uns noch, daß vor etwa einem Jahrhundert Dr. Nathaniel Faithburn die Aufmerksamkeit der ganzen Welt durch ein äußerst kühnes Experiment auf sich zog. Er war ein überzeugter Verfechter des menschlichen Winterschlafs – der Möglichkeit also, die lebenswichtigen Funktionen ›einzufrieren‹ und sie dann nach längerer Zeit wiederzubeleben. Diese Methode wollte er nun an sich selbst ausprobieren. Nachdem er durch ein eigenhändig verfaßtes Testament die Operationen vorgeschrieben hatte, die ihn hundert Jahre später, auf den Tag genau, wieder zum Leben erwecken sollten, hatte er sich bei einer Kälte von 172 Grad einfrieren lassen; er war dann, zur Mumie erstarrt, in eine Gruft eingeschlossen worden – für hundert Jahre …

Und nun, heute, am 25. Juli 2889, ist diese Frist abgelaufen! Francis Benett wird gebeten, in einen bestimmten Saal des *Earth Herald* zu kommen, wo die so ungeduldig erwartete Auferstehung des kühnen Arztes vor sich gehen soll. Die Öffentlichkeit werde über den Verlauf der Sensation von Sekunde zu Sekunde auf dem laufenden gehalten werden.

Der Vorschlag wird angenommen, und da die Operation nicht vor zehn Uhr abends beginnen soll, legt sich Francis Benett im Hörsaal auf ein Ruhebett. Er dreht an einem Knopf – und ist schon mit dem Zentralkonzert verbunden.

Nach einem derart lebhaften Tag findet er köstliche Entspannung beim Anhören unserer besten Dirigenten, die – wir wissen es ja – ihre Werke nach den glänzenden, algebraisch errechneten Harmonien komponiert haben …

Es ist dämmerig geworden, und Francis Benett liegt in einem halbekstatischen Dämmerschlaf. Doch da geht plötzlich eine Türe auf:

»Wer ist da?« Er berührt einen in Reichweite angebrachten Schalter, der die Luft im Saal zum Vibrieren und darum zum Leuchten bringt.

»Ach, Sie sind es, Herr Doktor!« Francis Benett richtet sich auf.

»In Person«, sagt Dr. Sam. Er kommt zur täglichen Arztvisite – Jahresabonnement! »Wie geht’s?«

»Gut!«

»Um so besser. Mal die Zunge herzeigen!« Und er nimmt sie unter die Lupe. »Gut. Und jetzt den Puls!«

Er tastet ihn mit einem Pulsographen ab, ähnlich dem Instrument, das die

Erdbeben registriert. »Ausgezeichnet! Wie steht's mit dem Appetit?«

»Puh!«

»Eben … der Magen! … Er arbeitet nicht mehr gut, der Magen! … Wird alt! Sie müssen unbedingt dieser Tage einen neuen einsetzen lassen! …«

»Ist schon recht«, meint Francis Benett dazu. »Inzwischen, Doktor, speisen Sie erst mal mit mir!«

Während des Essens hat er die Verbindung mit Paris wieder hergestellt. Diesmal sitzt Frau Benett am Tisch. Das Abendessen verläuft harmonisch, es ist gewürzt mit den Witzchen des Arztes. Kaum sind sie mit Essen fertig, als Francis Benett seine Frau fragt:

»Wann, meinst du, bist du wieder da, liebe Edith?«

»Ich reise jetzt gleich ab.«

»Mit der Untergrund oder mit dem Aerotrain?«

»Untergrund.«

»Dann bist du wann hier?«

»Elf Uhr neunundfünfzig nachts.«

»Pariser Zeit?«

»Nein doch! Centropolis-Zeit.«

»Auf bald denn, und verpaß mir nicht die Untergrundbahn!«

Diese unter dem Ozean fahrenden Züge, mit denen man heute in zweihundertfünfundneunzig Minuten von Europa her in Centropolis ist, sind eigentlich den Aerotrains unbedingt vorzuziehen, die ja kaum tausend Kilometer in der Stunde schaffen.

Der Arzt hat sich zurückgezogen, nachdem er versprochen hat, bei der Auferstehung seines Kollegen Nathaniel Faithburn zugegen zu sein. Francis Benett aber begibt sich in sein Bureau, wo er die Tageseinnahmen kontrollieren will. Das ist an sich eine gewaltige Rechenoperation, wenn man bedenkt, daß die täglichen Unkosten allein sich auf achthunderttausend Dollar belaufen. Doch glücklicherweise erleichtern die fortschrittlichen modernen Methoden diese Art von Bureauarbeit ganz enorm. Mit Hilfe des elektronischen Rechenapparates hat Francis Benett seine Arbeit im Nu erledigt.

Es wird Zeit. Kaum hat er die letzte Addition getippt, wird er schon in den Hörsaal gebeten. Er eilt hin, und eine zahlreiche Menge von Wissenschaftlern

begrüßt ihn, unter ihnen auch Dr. Sam.

Auf einem Gestell mitten im Saal steht der Sarg mit dem eingefrorenen Dr. Nathaniel Faithburn. Die Fernsehkamera wird betätigt. Die ganze Welt will den verschiedenen Operationen zur Wiedererweckung beiwohnen.

Der Sarg wird aufgemacht … Nathaniel Faithburn wird herausgehoben … sieht immer noch aus wie eine Mumie, gelb, steinhart, ausgetrocknet … Beim Beklopfen gibt es einen Ton, als klopfe man auf Holz … Er wird der Hitze ausgesetzt … der Elektrizität … Nichts! … Er wird hypnotisiert … suggeriert … Nichts scheint diesen ultrastarren Zustand verändern zu können …

»Und, wie steht’s, Dr. Sam?« fragt Francis Benett gespannt.

Der Arzt beugt sich über den leblosen Körper, untersucht ihn mit lebhafter Aufmerksamkeit … Er verabreicht ihm mit einer hypodermischen Nadel eine Spritze. Was er spritzt, ist das auch heute noch vielgebrauchte berühmte Elixier Brown-Séquard … Die Mumie ist und bleibt eine Mumie.

»Nun ja«, gibt Sam endlich bedauernd zur Antwort, »ich fürchte, der Winterschlaf war zu lang …«

»Aha!«

» … und Nathaniel Faithburn ist tot!«

»Tot?«

»So tot, wie eine Leiche nur sein kann!«

»Seit wann, meinen Sie, ist er …?«

»Seit wann? … Aber natürlich seit genau hundert Jahren, das heißt, seit er die dumme Idee hatte, sich im Interesse der Wissenschaft einfrieren zu lassen! …«

»Na also«, meint Francis Benett dazu, »da hätten wir ja einmal eine Methode, die der Vervollkommnung bedarf!«

»Vervollkommnung dürfte das Wort dafür sein«, grinst Dr. Sam. Und die *Wissenschaftliche Kommission für Menschlichen Winterschlaf* zieht mit ihrem unheimlichen Paket kopfhängend ab.

Francis Benett sucht in Begleitung von Dr. Sam seine Privaträume auf. Da er sehr müde aussieht – kein Wunder, nach einem dermaßen ausgefüllten Tag! –, rät ihm sein Arzt, vor dem Zubettgehen ein Bad zu nehmen.

»Recht haben Sie, Doktor, das wird mich beruhigen …«

»Ganz bestimmt, Herr Benett, und falls Sie das wünschen, werde ich draußen

gleich Bescheid …«

»Nicht nötig, lieber Doktor. Hier im Hotel steht immer ein Bad bereit. Ich brauche dazu nicht einmal mein Zimmer zu verlassen. Sehen Sie mal her: ich drücke jetzt auf diesen Knopf – die Badewanne hat sich schon in Bewegung gesetzt und wird gleich erscheinen … das Wasser wird genau siebenunddreißig Grad warm sein!«

Francis Benett hat auf den Knopf gedrückt. Ein dumpfes Rollen ist zu vernehmen, wird stärker, deutlicher … dann geht eine der Türen auf – die Badewanne rollt auf Rädern über fast unsichtbare Schienen herein …

Du lieber Himmel! Dr. Sam hält rasch die Hände vor die Augen. Verschämte kleine Schreie sind aus der Wanne zu hören …

Frau Benett liegt darin. Sie ist vor einer halben Stunde mit der transozeanischen Untergrund im Hotel eingetroffen …

Tags darauf – es war der 26. Juli 2889 – begann Direktor Francis Benett vom *Earth Herald* sein neues Tagewerk mit einem Gang durch die zwanzig Kilometer seiner Arbeitsräume. Am Abend ergab sich nach einer Kontrolle der Rechenautomaten eine Tageseinnahme von zweihundertfünfzigtausend Dollar – fünfzigtausend mehr als am Tage vorher.

Ein einträglicher Beruf, der Beruf des Journalisten im neunundzwanzigsten Jahrhundert!

Michel Verne

Der ewige Adam

Der Zartog Sofr-Aï-Sr – will heißen: Doktor, dritter männlicher Vertreter der hundertsten Generation des Geschlechts der Sofr – ging mit langsamen Schritten die Hauptstraße von Basidra, der Hauptstadt des Hars-Iten-Schu, entlang, früher *Reich der vier Meere* genannt. Und tatsächlich wurde dieses riesige Land von vier Meeren begrenzt: durch die Tubelone oder auch das Nordmeer, die Ehone oder das Südmeer, die Spone oder Ostmeer und die Merone oder Westmeer. Das Land selber wies recht unregelmäßige Umrisse auf, und seine äußersten Punkte reichten vom vierten östlichen Längengrad zum zweiundsechzigsten westlichen, vom vierundfünfzigsten nördlichen Breitengrad bis zum fünfundfünfzigsten südlichen. Was nun die Ausdehnung seiner Meere angeht, so ließ sich ihre Größe nur annähernd schätzen, da sie alle ineinanderflossen. Ein Seefahrer, der also von irgendeinem Ufer des Landes ausfuhr, immer geradeaus, mußte zwangsweise schließlich am gegenüberliegenden Ufer landen. Denn auf der ganzen Erdkugel gab es kein anderes Land als dieses Hars-Iten-Schu.

Sofr ging – wir sagten es schon – langsamen Schrittes; denn erstens war es sehr heiß: eben begann die brennendheiße Jahreszeit, und auf Basidra – das am Ufer des Spone-Schu oder Ostmeeres lag, weniger als zwanzig Grade nördlich des Äquators – fiel ein Katarakt glühender Sonnenstrahlen von dem im Zenith stehenden Gestirn.

Doch noch mehr als Müdigkeit und Hitze verlangsamte das Gewicht seiner Gedanken die Schritte des weisen Zartog. Während er sich mit zerstreuter Hand die Schweißtropfen von der Stirne wischte, erinnerte er sich wieder der soeben beendigten Sitzung, bei der so viele blendende Redner – unter die selber zu gehören er sich die Ehre gab – so prächtig das Jubiläum des hundertfünfundneunzigsten Bestehens des Reiches gefeiert hatten.

Die einen hatten einen Überblick über die Geschichte der Menschheit entworfen. Sie hatten das Mahart-Iten-Schu, das Land der vier Meere also, beschrieben, wie es ursprünglich von einer unglaublich großen Zahl von wilden Völkern bewohnt gewesen sei, die aber nichts voneinander wußten. Auf diese Völkerstämme sollen die ältesten Überlieferungen zurückgehen. Was aber vor diesen Völkern war, davon wußte keiner zu berichten; kaum vermochten die Naturwissenschaften hier ein schwaches Licht in das undurchdringliche Dunkel der Urzeit zu werfen. Auf jeden Fall entzogen sich diese fernen Zeiten der historischen Kritik, deren erste Ansätze sich aus den sehr ungenauen Kenntnissen über die weitherum zerstreuten Völker der Vorzeit bildeten.

Während mehr als achttausend Jahren hatte die mit der Zeit immer vollständiger und genauer werdende Geschichte des Mahart-Iten-Schu eigentlich nichts anderes zu melden als von Kampf und Krieg, erst von Mann zu Mann, dann von Familie zu Familie und schließlich von Stamm zu Stamm. Das einzige Ziel, das dabei jedes Lebewesen, jede kleinere oder größere Gemeinschaft zu verfolgen schien, war das des Sieges über den Rivalen, den man hierauf seinen eigenen Gesetzen zu unterwerfen versuchte, was mit unterschiedlichem Erfolg – und oft auch ohne – geschah.

Nach jenen ersten achttausend Jahren wurde dann das Erinnerungsvermögen des Menschen etwas besser. Zu Beginn der zweiten der vier Epochen, in welche man allgemein die Annalen des Mahart-Iten-Schu einzuteilen pflegte, begann dann die eigentliche Geschichte an die Stelle der Legende zu treten. Im übrigen – ob wir’s nun Legende oder Geschichte nennen – änderte der Inhalt jener Erzählungen kaum: Massaker und Totschlag, immer noch dasselbe – nun aber nicht mehr zwischen den verschiedenen Stämmen, sondern zwischen ganzen Völkern; sonst aber war diese zweite Epoche, alles in allem genommen, von der ersten nicht sehr verschieden.

Dasselbe läßt sich von der dritten Epoche melden, die vor kaum zweihundert Jahren zu Ende gegangen war, nachdem sie an die sechs Jahrhunderte gedauert hatte. Wenn irgend etwas, so war diese dritte Epoche eher noch entsetzlicher, noch blutiger verlaufen. Die Menschen hatten sich in dieser Zeit zu ungezählten Armeen zusammengetan und mit unstillbarer Wut die Erde mit ihrem Blut getränkt.

Etwas weniger als acht Jahrhunderte vor jenem Tage, als der Zartog Sofr durch die Hauptstraße von Basidra ging, hatte sich die Menschheit in einem gewaltigen Umbruch befunden. Die Waffen, das Feuer und die Gewalt hatten bereits ihr Teil daran geleistet, die Schwachen waren den Starken unterlegen. Und die Menschen, die das Mahart-Iten-Schu damals bevölkerten, bildeten drei gleich starke Nationen, unter denen die Unterschiede zwischen Siegern und Besiegten sich abgeschliffen hatten. Da aber hatte es eine der drei Nationen unternommen, die andern zwei sich zu unterwerfen. In der Mitte des Kontinents wohnten die Andarti-Ha-Sammgor, die *Menschen mit den Bronzegesichtern*, eine kampfesfreudige und fruchtbare Nation. Diese versuchte nun die andern zwei gnadenlos auszurotten und besiegte in jahrhundertelangen Kriegen sowohl die Andarti-Mahart-Horis – die *Menschen des Schneelandes* im Süden – als auch die Andarti-Mitra-Psul, die *Menschen des Fixsternes,* welche im Norden und im Westen des Kontinents wohnten.

An die zweihundert Jahre waren seit der allerletzten Revolte zwischen den

beiden übrigbleibenden Völkern verflossen, die in Strömen von Blut ausgegangen war, und die Erde erlebte endlich eine Periode des Friedens. Es war dies die vierte Epoche der Menschheitsgeschichte. Ein einziges Reich war an die Stelle der drei früheren getreten, und alle Menschen gehorchten dem Gesetz von Basidra. Die politische Einheit war dazu angetan, die drei Rassen zu verschmelzen. Keiner redete mehr von den *Menschen mit den Bronzegesichtern,* von den *Menschen des Schneelandes* oder von den *Menschen des Fixsterns,* denn die Erde trug nun bloß noch ein einziges Volk, das der Andart'-Iten-Schu, *Menschen der vier Meere,* die alle andern in sich schlossen.

Doch nun, nach diesen zweihundert Jahren des Friedens, schien sich eine fünfte Epoche anzukünden. Seit einiger Zeit kursierten – unerklärlich woher – üble Gerüchte. Denker waren aufgestanden, die in den Seelen der Menschen Erinnerungen aus alten Zeiten wachzurufen versuchten, Erinnerungen, von denen man angenommen hatte, sie seien längst ausgelöscht. In neuer Form erlebte der Rassengedanke seine Wiederauferstehung, in neuer Terminologie. Es wurde ständig von ›Atavismus‹ geredet, von ›Affinitäten‹, von ›Nationalitäten‹ und dergleichen mehr – alles Wortschöpfungen neuerer Art, die, offenbar aus einem inneren Bedürfnis heraus, im Nu die Stadt eroberten. – – Interessengruppen, die sich nach Heimatgemeinden, nach physischen Gesichtspunkten, nach moralischen Tendenzen oder ganz einfach nach Wohngebieten oder klimatischer Zugehörigkeit richteten, bildeten sich und wuchsen zusehends, wurden aktiv. Wie sollte diese Entwicklung ausgehen? Sollte das kaum erstandene Reich wieder auseinanderfallen? Würde das Mahart-Iten-Schu wieder in eine Unzahl von Nationen aufgeteilt, oder würde zumindest – damit die Einheit beibehalten werde – wieder ein Blutbad angerichtet, wie es während Jahrtausenden der Fall gewesen, als die Erde noch ein riesiges Beinhaus war? …

Sofr verwarf diesen Gedanken mit einer unwilligen Bewegung seines Kopfes. Weder er noch sonst einer konnte die Zukunft lesen. Warum also dieser ungewissen Ereignisse wegen, die vielleicht gar nie eintraten, den Kopf hängen lassen? Und übrigens war heute kaum der Tag, diesen finsteren Hypothesen nachzuhängen. Der heutige Tag war der Freude gewidmet, und da durfte man einzig und allein an die Größe des Mogar-Si, des zwölften Kaisers des Hars-Iten-Schu, denken, unter dessen Zepter die Welt einer glorreichen Bestimmung entgegenging.

Und überdies mangelte es einem Zartog nicht an Gründen zum Fröhlichsein. Außer dem Historiker, der die Jahrbücher des Mahart-Iten-Schu studiert hatte,

war von einer Plejade von Wissenschaftlern (aus Anlaß des großartigen Geburtstages) entsprechend ihren Spezialgebieten die Bilanz menschlichen Wissens zusammengetragen worden. Sie hatten dabei die Stufe der Errungenschaften ihres Jahrhunderts festgelegt, die die Menschen ihrer Zeit besonders hochstellte. Nun, wenn der Historiker in einem gewissen Sinne betrübliche Überlegungen angestellt hatte, indem er mitteilte, welch ein langer und gewundener Weg hatte zurückgelegt werden müssen, um die Menschen aus ihrer ursprünglichen Vertiertheit zu lösen, hatten die übrigen Gelehrten dem berechtigten Stolz ihrer Zuhörer Nahrung verliehen.

Wahrlich, der Vergleich zwischen dem, was der Mensch gewesen, als er nackt und unbewaffnet auf diese Welt gekommen, und dem, was er heutzutage war, mußte wohl Bewunderung erregen. Trotz Zwietracht und brudermörderischem Haß hatte er doch nicht einen Augenblick seinen Kampf gegen die Natur unterbrochen und unaufhörlich seinen Sieg über sie erweitert. Sein Triumphmarsch, der erst langsam begonnen, hatte sich in den eben vergangenen zweihundert Jahren beschleunigt, und die Stabilität der politischen Einrichtungen sowie der Weltfriede, der eine direkte Folge davon war, hatten einen wunderbaren Aufschwung der Wissenschaft hervorgebracht. Die Menschheit hatte nicht mehr bloß ihre Arme und Beine gebraucht, sondern auch einmal den Kopf; sie hatte zu denken begonnen, anstatt sich in sinnlosen Kriegen auszugeben – und deshalb war sie in den letzten zwei Jahrhunderten immer rascher vorwärtsgekommen in der Erkenntnis und in der Bezwingung der Materie …

In großen Zügen skizzierte Sofr – während er in der glühenden Sonne auf der langen Hauptstraße von Basidra dahinging – das Bild der menschlichen Eroberungen.

Der Mensch hatte – in dunkler Vorzeit bereits – die Schrift erfunden, damit er seine Gedanken festzuhalten vermochte; dann – und das war auch schon über fünfhundert Jahre her – hatte er eine Methode erfunden, das geschriebene Wort in einer Unzahl von Exemplaren zu vervielfältigen, wofür er sich einer Gußform bediente, die ein für allemal feststand. Aus dieser Erfindung wurden eigentlich alle anderen entwickelt. Dank ihr war der Geist in Schwung gekommen, hatte sich die Intelligenz des Einzelnen um diejenige seines Nächsten vermehrt, hatten sich die Entdeckungen in theoretischer und praktischer Reihenfolge wunderbar vervielfältigt. Heute wurden sie kaum mehr gezählt.

Der Mensch war dann ins Erdinnere vorgedrungen und förderte von dort Kohle zutage, die ihm freigebig ihre Wärme abgab. Er hatte die latente Kraft im Wasser befreit, und der Dampf zog von da an auf Eisenschienen schwere

Lastzüge oder betätigte ungezählte Kraftmaschinen, die fein und genau arbeiteten; dank diesen Maschinen wiederum vermochte der Mensch Pflanzenfasern zu verarbeiten, Metalle, Marmor und Felsen. Auf einem weniger konkreten – oder wenigstens nicht direkt anwendbaren, weniger unmittelbaren – Gebiet drang er nach und nach in das Geheimnis der Zahlen ein und erforschte, immer näher an die Unendlichkeit heranrückend, die mathematischen Wahrheiten. Gestützt auf diese vermochte er die Himmelsräume zu durchfliegen. Er erkannte, daß die Sonne bloß ein Stern auf dem Wege durchs All war, der seine Bahn nach strengen Gesetzen durchmaß und seine sieben Planeten[1] mit sich zog auf seiner leuchtenden Bahn. Er kannte die Kunst, gewisse chemische Stoffe so zu verbinden, daß neue entstanden, die mit den ersten nichts mehr gemeinsam hatten. Er beherrschte ferner die Kunst, gewisse andere Stoffe in ihre wesentlichen Bestandteile zu zerlegen. Er konnte den Schall, die Hitze, das Licht analysieren und ihre Gesetzmäßigkeit und Beschaffenheit bestimmen. Fünfzig Jahre zuvor hatte er gelernt, jene Kraft selber zu produzieren, die sich im Donner und in den Blitzen äußert, und sie sich sogleich zum Sklaven gemacht. Schon gelang es, mit diesem Mittel den geschriebenen Gedanken auf unerrechenbare Distanzen zu übertragen; morgen würde er den Schall übertragen können, übermorgen zweifellos sogar das Licht[2]… Ja, der Mensch war groß, größer als das gewaltige Universum, über das er eines Tages, in naher Zukunft, vollkommen Herr sein würde …

Es wäre also dieses letzte Problem noch zu lösen, damit man der ganzen Wahrheit habhaft werden konnte: Dieser Mensch, der Herr der Welt, wer war er? Wo kam er her? Auf welch unbekannte Ziele richtete er sein unermüdliches Streben?

Über genau dieses weitgespannte Thema hatte der Zartog Sofr soeben im Verlauf der Feier, von der er jetzt kam, gesprochen. Selbstverständlich hatte er den Fragenkomplex nur anschneiden können, da ein derartiges Problem in der Tat unlösbar blieb und es auf lange Sicht bleiben würde. Einige schwache Strahlen begannen zwar das Geheimnis etwas anzuleuchten. Und hatte nicht eben unser Zartog Sofr die lichtstärksten dieser Strahlen ausgesandt, als er die schrittweisen Beobachtungen seiner Vorläufer systematisierte und einordnete und dann seine persönlichen Beobachtungen anfügte: Er war bei seinem Gesetz der Entwicklung der lebenden Materie angekommen, einem universell anerkannten Gesetz, das heute keiner mehr zu widerlegen sich erdreistete.

Diese Theorie beruhte auf einer dreifachen Basis.

Erstens einmal beruhte sie auf der geologischen Wissenschaft, die an dem Tage geboren wurde, als der Mensch erstmals ins Erdinnere vorstieß, und sie

wurde in dem Maße vervollkommnet, in dem die Entwicklung der Bergwerkindustrie voranschritt. Die Erdrinde kannte man nun so ausgezeichnet, daß man ihr Alter auf vierhunderttausend Jahre festlegen durfte, das Alter des Mahart-Iten-Schu auf zwanzigtausend Jahre, so wie es jetzt war. In früheren Zeiten aber hatte dieser Kontinent unter dem Meer geschlummert, was sich aus der dicken Schicht von alluvialem Lehm beweisen ließ, der überall, ohne den geringsten Unterbruch, die darunterliegenden Gesteinsschichten bedeckte. Durch welchen Mechanismus war der Kontinent aus dem Wasser gehoben worden? Zweifellos durch eine Kontraktion der erkaltenden Erdkugel. Wie die Dinge in dieser Beziehung auch liegen mochten, das Auftauchen des Mahart-Iten-Schu aus dem Meer mußte jedenfalls als gegebene Tatsache hingenommen werden.

Die beiden andern Grundlagen waren Sofr aus den Naturwissenschaften gegeben worden. Er konnte die enge Verwandtschaft der Pflanzen untereinander beweisen, die enge gegenseitige Verwandtschaft unter den Tieren. Sofr war aber noch weiter gegangen: er wollte den über jeden Zweifel erhabenen Beweis aufstellen, daß fast sämtliche existierenden Pflanzen von einer Meerpflanze und daß fast alle auf der Erde lebenden Tiere – sogar die Vögel – von Meertieren abstammten. Durch langsame, aber stetige Evolution hatten sich diese Tiere und Pflanzen ihren wechselnden Lebensbedingungen angepaßt – erst an die in der Nähe bestehenden, dann an weiter von ihrem ursprünglichen Leben entfernte – und hatten so von Stadium zu Stadium alle die lebenden Formen geboren, die die Erde und den Himmel bevölkerten.

Leider war diese Theorie nicht hieb-und stichfest. Daß die Lebewesen der animalischen und der vegetabilen Welt von Vorfahren aus dem Meer abstammten, das schien für fast alle diese Lebewesen zuzutreffen, aber eben nicht für alle. Es gab in der Tat ein paar Pflanzen und einige Tiere, bei denen es schlechthin ausgeschlossen schien, ihnen Verwandtschaft mit Meertieren nachzuweisen. Das war der eine der schwachen Punkte in Sofrs Theorie.

Der Mensch – und da konnte auch Sofr sich der Tatsache nicht verschließen – der Mensch war der andere schwache Punkt. Zwischen Mensch und Tier schien keine Verwandtschaft nachweisbar. Klar, die Funktionen und Ureigenschaften, wie zum Beispiel die Atmung, die Ernährung und die Bewegungsfähigkeit, waren dieselben und geschahen auf dieselbe Weise oder offenbarten sich als einigermaßen ähnlich, doch da bestand die unüberbrückbare Kluft der äußeren Formen, der Anzahl und Aufteilung der inneren Organe. Wenn sich eine Kette mit nur wenigen fehlenden Gliedern für den Fall der Pflanzen und Tiere für Sofrs Theorie nachweisen ließ, so war anderseits eine entsprechende Verwandtschaft für den Menschen nicht nachweisbar, ja unzulässig. Um die

Theorie von der Evolution unbeschadet aufrechterhalten zu können, war man deshalb gezwungen, die frei erfundene Hypothese eines gemeinsamen Stammes für alle Wassertiere zu erfinden und für den Menschen einen Stamm, dessen frühere Daseinsform durch nichts, absolut nichts nachzuweisen war.

Eine kurze Zeit hatte Sofr gehofft, im Erdboden gewisse für seine Theorie günstige Argumente zu finden. Auf seine Anregung hin und unter seiner Führung waren während langer Jahre Grabungen durchgeführt worden, mit dem Resultat, daß die Funde den Erwartungen des Planers diametral entgegenstanden.

Nachdem die oberste dünne Schicht Humus, bestehend aus zersetzten Pflanzen und Tieren, ähnlich denen, die man alle Tage sehen konnte, durchbrochen war, war man auf die dicke marine Lehmschicht gestoßen, wo die Spuren der Vergangenheit ganz anders aussehen. In diesem Lehm gab es nun nichts, das an die gegenwärtige Flora oder Fauna erinnerte, dafür eine Unzahl ausschließlich mariner Fossile, deren Verwandte noch heute hauptsächlich in den Ozeanen um das Mahart-Iten-Schu lebten.

Was war daraus anderes zu schließen, als daß die Geologen recht hatten mit ihrer Behauptung, der Kontinent habe in früheren Zeiten den Boden dieser Ozeane gebildet, und daß Sofr auch nicht unrecht hatte mit seiner These vom Ursprung der zeitgenössischen Flora und Fauna? Denn da die Tierordnungen des Meeres und die auf dem Trockenen lebenden Ordnungen – mit Ausnahme von ein paar derart selten auftretenden Arten, daß man sie als Ungeheuerlichkeiten zu klassieren berechtigt war – die einzigen waren, von denen sich Spuren finden ließen, so waren doch bestimmt diese aus jenen hervorgegangen …

Leider wurden – sehr zum Nachteile dieser Theorie – auch noch andere Funde gemacht. Weit verstreut in der ganzen Dicke des Humus und bis in die oberen Schichten des Lehms fanden sich massenhaft menschliche Knochen. Nichts Außerordentliches konnte aus den Skelettfragmenten abgeleitet werden, und Sofr mußte seine Suche nach den Zwischengliedern aufgeben, die seine Theorie bestätigt hätten: Die Knochenreste waren menschlicher Herkunft, nichts mehr, nichts weniger.

Etwas bemerkenswert Eigenartiges ließ sich immerhin recht bald feststellen: Von einer bestimmten Epoche an, die sich möglicherweise auf etwa zwei-bis dreitausend Jahre rückwärts schätzen ließ, das heißt entsprechend dem Alter der aufgefundenen Knochenreste, wurden die menschlichen Schädel kleiner. Im Gegensatz dazu war festzustellen, daß *vor* der eben erwähnten Zeitspanne – je weiter man also in die Urzeit vordrang – die Schädel wieder größer waren,

folglich auch die Hirnmasse, die sie beherbergt hatten. Die maximale Größe fand sich ausgerechnet unter den im übrigen sehr seltenen Überresten der obersten Lehmschicht. Die gewissenhafte Untersuchung jener ehrwürdigen Überbleibsel gestattete keinen Zweifel daran, daß die Menschen jener fernen Epoche eine ihren Nachkommen weit überlegene Hirnmasse aufzuweisen hatten – nicht ausgenommen die Zeitgenossen des Zartog Sofr. Infolgedessen mußte während hundertsechzig oder hundertsiebenzig Jahrhunderten eine Regression stattgefunden haben, die dann wiederum von einem neuen Aufstieg abgelöst wurde.

Sofr, verwirrt durch diese seltsamen Funde, verfolgte seine Forschungen weiter. Die Lehmschicht wurde immer tiefer erforscht, bis zu einer Dicke, die wenigstens fünfzehn-bis zwanzigtausend Jahre alt sein mußte. Jenseits dieser Schicht fand man dann eine uralte Lage von Humus, und unter dieser Lage kam der nackte Fels von verschiedener Beschaffenheit. Was aber das Erstaunen der Forscher auf den Gipfel brachte, waren einige dort angetroffene, unbestreitbar menschliche Überreste. Es handelte sich um Knochenteilchen, die zu menschlichen Skeletten gehört hatten, ferner um Fragmente von Waffen oder Werkzeugen, um Töpfereiprodukte, um Fetzchen von Inschriften in einer noch unbekannten Sprache, um Feuersteine, die auf künstlerische Art behauen schienen, teils in Form von fast unversehrten Statuen und zart behauenen Kapitellen und dergleichen mehr. Aus den angetroffenen Funden mußte man logischerweise schließen, daß vor ungefähr vierzigtausend Jahren, also etwa zwanzigtausend Jahre vor der Zeit, in der man die ersten Menschen vermutet hatte, bereits Menschen an derselben Stelle gelebt und wahrscheinlich eine schon sehr hohe zivilisatorische Stufe erreicht haben mußten.

Das jedenfalls war die allgemeine und anerkannte Schlußfolgerung. Doch auch hier gab es wenigstens einen, der damit nicht einverstanden war: dieser eine war kein anderer als Sofr. Zuzugeben, daß andere menschliche Wesen – getrennt von ihren Nachfolgern durch einen Abgrund von mindestens zwanzigtausend Jahren – als erste die Erde bevölkert haben sollten, das war seiner Ansicht nach einfach irrsinnig. Woher sollten in diesem Falle deren Nachkommen, von denen sich nicht die geringste Spur finden ließ, gekommen sein? Da war es schon besser, noch zuzuwarten, als eine derart absurde Hypothese anzunehmen. Daß diese Tatsachen vorderhand unerklärlich waren, bedeutete nicht, daß sie es auch in Zukunft bleiben würden. Eines Tages würde dies alles klar werden. Bis dahin sollte man sich darüber gar nicht Rechenschaft abzulegen versuchen, sondern sich an die Grundsätze halten, die als einzige die reine Logik befriedigen:

Das planetare Leben läßt sich in zwei Phasen gliedern: vor dem Menschen – seit dem Menschen. Während der ersten Phase ist die Erde in ständiger Umwandlung begriffen und daher unbewohnbar und unbewohnt. Wahrend der zweiten ist die Erdrinde in einen Zustand der Kohäsion getreten und erlaubt eine gewisse Stabilität. Und sofort – da nun eine solide Grundlage vorhanden ist – erscheint das Leben. Es beginnt mit den einfachsten Formen, kompliziert sich dann ständig, um schließlich im Menschen seinen Höhepunkt zu finden, die letzte, höchste Vollkommenheit. Und kaum ist der Mensch auf der Welt, arbeitet er auch schon unermüdlich an seinem Erfolg, an seinem Aufstieg. Mit langsamem, stetigem Schritt nähert er sich seinem Ziel, der vollkommenen Erkenntnis, der absoluten Beherrschung des Universums.

Mitgerissen von der eigenen brennenden Überzeugungskraft seiner Theorien, war Sofr am eigenen Hause vorbeigestürmt. Nun machte er rechtsumkehrt und schimpfte:

›Was denn! Soll ich denn zugeben, daß der Mensch schon vor vierzigtausend Jahren eine Zivilisation erreicht haben soll, die der unsrigen entspricht oder sie gar noch übertroffen haben soll? Daß seine Erkenntnisse, seine Errungenschaften verschwunden sein sollen, ohne die geringste Spur zu hinterlassen, in einem Maße, daß seine Nachkommen sich gezwungen sehen, das ganze Werk von vorn zu beginnen, als seien sie die Pioniere einer vor ihnen völlig unbewohnten Welt? … Das hieße ja die Zukunft verleugnen, hieße, daß unsre Anstrengungen nichtig sind und daß aller Fortschritt so flüchtig und unsicher ist wie die Schaumkrone auf einer Welle!‹ Sofr blieb vor seinem Hause stehen:

›Upsa ni! … Hartschok! … (Nein, nein, wahrlich nicht! …), Andart mir’hoë spha! …‹ (Der Mensch ist Herr über die Dinge! …) – murmelte er und stieß die Haustür auf.

Nachdem sich der Zartog einige Augenblicke ausgeruht hatte, speiste er mit gutem Appetit, dann legte er sich zur täglichen Mittagsrast lang hin. Doch die Probleme, die er gewälzt hatte, als er auf dem Heimweg war, beschäftigten ihn immer noch und verjagten seinen Schlaf.

So groß seine Sehnsucht war, die unwiderlegliche Einheit in den Methoden der Natur festzulegen, hatte er doch einen zu kritischen Geist, als daß er nicht erkannt hätte, auf wie schwachen Füßen seine Theorie stand, wenn man sie vom Standpunkt der Entstehung und Wandlung des Menschen aus betrachtete. Die Tatsachen auf eine vorläufige Hypothese zurechtzubiegen, den andern gegenüber recht zu behalten, heißt eben noch nicht, vor sich selber recht zu haben …

Wäre Sofr kein wirklicher Gelehrter gewesen – und er war ein sehr bedeutender sogar –, wenn er zu den Ungebildeten gehört hätte, dann wäre er nicht in einem derartigen Dilemma gewesen. Denn das breite Volk verlor sich nicht in tiefen Spekulationen, sondern war es zufrieden, mit geschlossenen Augen die alte Legende als wahr zu akzeptieren, daß man sich seit undenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn fortpflanzte. Und wenn es darum ging, das Geheimnis der Entstehung des Menschen zu erklären, dann nahm das Volk ein anderes Geheimnis zu Hilfe: die überirdische Macht. Eines schönen Tages hatte diese überirdische Macht aus dem Nichts Hedom und Hiva erschaffen, den ersten Mann und die erste Frau, deren Nachkommen dann die Erde zu bevölkern begannen. So reihte sich eines ganz einfach an das nächste.

Allzu einfach! dachte Sofr. Wenn man am Rande des Begreifens ist, dann ist es natürlich etwas sehr Einfaches, die Gottheit zu Hilfe zu holen: so wird es aber auch sinnlos, die Rätsel des Universums zu lösen, denn in dieser Weise sind sie, kaum gestellt, auch schon aus der Welt geschafft.

Wenn doch wenigstens die Volkslegende auch nur den Anschein einer seriösen Grundlage besessen hätte! … Doch sie hing in der Luft. Es war nichts als eine Tradition aus den Zeitaltern der Dummheit, die sich dann von Ära zu Ära weitervererbte. Bis der Name *Hedom!* auftauchte … Woher dieses bizarre Wortgebilde mit dem fremden Klang, das gar nicht zu der Sprache der Andart'-Iten-Schu zu gehören schien? An dieser einzigen philologischen Schwierigkeit war eine Unzahl von Wissenschaftlern bleich und sprachlos hängen geblieben, ohne eine befriedigende Antwort darauf zu finden … Quatsch! Hirngespinste sind das, unwürdig, das Interesse eines Zartog zu erwecken! …

Gereizt begab sich Sofr in seinen Garten hinunter. Überdies pflegte er das zu dieser Stunde immer zu tun. Die sinkende Sonne brannte nun weniger unbarmherzig herunter, und eine feuchte Brise hatte sich vom Spone-Schu her erhoben. Der Zartog schlenderte durch die Alleen, im Schatten der Bäume, deren Blätter im Meerwinde raschelten, und ganz allmählich beruhigten sich seine Nerven, und er fand sein Gleichgewicht wieder. Es gelang ihm auch, seine quälenden Gedanken abzuschütteln, die Luft im Freien zu genießen, Freude an den reifenden Früchten und dem üppigen Garten mit seinen vielen Blumen in ihrer ganzen Pracht zu empfinden.

Zufälligerweise führte ihn sein Spaziergang in die Nähe seines Hauses, wo eine größere Ausgrabung begonnen war. Viele Geräte lagen am Rande der aufgeworfenen Grube. Hier sollte nächstens sein neues Laboratorium erstehen, das er zweimal so groß wie das frühere bauen lassen wollte. An diesem Feiertage jedoch hatten die Erdarbeiter ihre Arbeit im Stich gelassen, um sich dem

Vergnügen zu widmen.

Sofr schätzte eben die bereits geleistete und noch zu besorgende Arbeit in Gedanken ab – als ihm aus dem Halbdunkel der Grube ein glänzendes Etwas entgegenleuchtete. Das packte ihn, und er stieg auf den Boden der ausgehobenen Grube, wo er ein ganz eigenartiges Ding von der es zur Hälfte bedeckenden Erde befreite.

Sofr stieg mit seinem Fund wieder an die Oberfläche und besah sich das Ding aus der Nähe. Es war eine Art Behälter aus einem ihm unbekannten Metall, grau, körnig, das vom langen Ruhen in der Erde stumpf geworden war. Ungefähr in einem Drittel seiner Gesamtlänge befand sich eine Kerbe, die andeutete, daß der Behälter aus zwei ineinandergefügten Teilen bestand. Sofr versuchte ihn dort zu öffnen.

Schon beim ersten Versuch löste sich das vom Zahn der Zeit zermürbte Metall in Staub auf und enthüllte den zweiten, darin enthaltenen Gegenstand.

Die Substanz dieses zweiten Gegenstandes war dem Zartog so unbekannt wie das Metall der Hülle, das ihn bis jetzt beschützt hatte. Es kam eine Rolle von übereinanderliegenden Blättern zum Vorschein, die mit eigenartigen Zeichen beschriftet schienen. Doch nach der Regelmäßigkeit der Zeichen mußte es sich wohl um eine Schrift handeln. Eine allerdings unbekannte Schrift, wie Sofr sie nie zuvor gesehen hatte. Auch annähernd nicht.

Der Zartog begann vor Erregung zu zittern und rannte mit seinem Fund ins Laboratorium, wo er sich einschloß und sich nun ganz dem kostbaren Dokument zu widmen begann.

Doch! das waren eindeutig Schriftzeichen! Anderseits war er ebenso sicher, daß diese Schrift keiner der ihm bekannten glich, die seit der Menschheitsgeschichte irgendwo auf Erden praktiziert worden war.

Wo kam dieses Dokument her? Was bedeutete es? Das waren die zwei Fragen, die sich Sofrs Gehirn aufdrängten.

Konnte er die erste beantworten, dann war die Antwort auf die zweite einfach. Er mußte also erst einmal lesen können – dann übersetzen. Denn es war *a priori* anzunehmen, daß die Sprache des Dokumentes ebenso fremd sein würde wie dessen Schrift.

Das sollte doch nicht unmöglich sein? Der Zartog Sofr machte sich sogleich an die Arbeit, denn er war sicher, daß die Schrift entziffert werden konnte.

Lange Jahre dauerte diese Arbeit. Sofr gab nicht nach. Ohne sich je entmutigen zu lassen, verfolgte er methodisch das Studium des geheimnisvollen

Dokuments, und Schritt für Schritt begann er klar zu sehen. Endlich kam der Tag, an dem er unter großem Zögern und vielen Schwierigkeiten das Dokument in die Sprache der *Menschen der vier Meere* zu übersetzen vermochte.

Nun, als dieser Tag endlich da war, las der Zartog Sofr-Aï-Sr das Folgende:

Rosario, den 24. Mai 2 ….

Ich setze diese Art Datum vor den Beginn meiner Erzählung, obgleich sie in Tat und Wahrheit viel neueren Datums ist und auch anderswo spielt. Doch wenn es sich um dergleichen Dinge handelt, ist die Reihenfolge imperativ gegeben, und deshalb habe ich mich auch für die Form des *journal* entschlossen, das einen Tag-für-Tag-Bericht erstattet.

Am 24. Mai also beginnt die Wiedergabe der schrecklichen Ereignisse, die ich hier für die nach mir Kommenden niederzuschreiben gedenke, falls die Menschheit noch das Recht hat, auf irgendeine Zukunft zu zählen.

In welcher Sprache soll ich schreiben? Englisch, Spanisch, die ich beide fließend spreche? Nein! Ich schreibe in der Sprache meiner Heimat: Französisch.

An jenem 24. Mai hatte ich ein paar Freunde in meine Villa nach Rosario eingeladen.

Rosario ist – oder, vielmehr, war – eine mexikanische Stadt am Ufer des Pazifischen Ozeans, ein wenig südlich des Golfs von Kalifornien. Zehn Jahre vorher hatte ich mich dort niedergelassen, um die Leitung einer Silbermine, die ich erworben hatte, persönlich zu übernehmen. Meine Geschäfte hatten ganz plötzlich einen unerhörten Aufschwung genommen. Ich war zum reichen, zum sehr reichen Mann geworden – wie lächerlich mich das heute dünkt! –, und ich hatte schon Pläne für meine baldige Rückkehr nach Frankreich, in mein Heimatland, geschmiedet.

Mein Landhaus – eines der luxuriösesten in dieser Gegend – stand auf dem höchsten Punkt eines großen Parks, der sanft gegen das Meer abfiel, dann aber in einem jähen Felsabsturz von über hundert Metern sein Ende fand; hinter dem Landhaus stieg das Terrain wieder an, und man konnte auf gewundenen Pfaden den Berggrat, der über fünfzehnhundert Meter Höhe aufwies, erreichen. Das war für mich oft ein angenehmer Spaziergang – zwar hatte ich den Aufstieg auch etwa mit meinem Wagen bewältigt – ein ausgezeichneter und starker Phaeton war’s, mit einem Fünfunddreißig-Pferdestärken-Motor, eine der allerbesten französischen Marken.

Ich wohnte in Rosario mit meinem Sohn zusammen, einem hübschen Kerl von zwanzig Jahren, als weit entfernte Blutsverwandte von uns starben und ich deren Tochter Helene – die ich sehr gerne hatte – zu uns ins Haus nahm. Sie war eine mittellose Waise. Seit jenem Todesfall waren nun fünf Jahre verstrichen. Mein Sohn Jean war jetzt fünfundzwanzig, mein Mündel Helene zwanzig. In meinem Herzen hatte ich die beiden füreinander bestimmt.

Unser Hauspersonal bestand aus dem Kammerdiener Germain, aus Modeste Simonat, dem in allen Situationen tüchtigen Chauffeur, und aus zwei Stubenmädchen namens Edith und Mary. Sie waren die Töchter meines Gärtners, George Raleigh, und dessen Ehefrau Anna.

An jenem 24. Mai saßen wir zu acht um meinen Eßtisch herum, im Scheine von elektrischen Lampen, die ihren Strom aus Elementen in meinem Garten bezogen. Außer dem Hausherrn waren zugegen: sein Sohn und sein Mündel, dann fünf andere Tischgenossen, von denen drei zur angelsächsischen Rasse und zwei zur mexikanischen gehörten.

Dr. Bathurst war unter jenen, Dr. Moreno unter diesen. Sie waren beide Gelehrte im wahrsten Sinne des Wortes, was sie aber nicht hinderte, des öfteren verschiedener Meinung zu sein. Und übrigens gute Kerle und die besten Freunde der Welt.

Die beiden andern Angelsachsen hießen Williamson, Besitzer eines großen Fischereiunternehmens von Rosario, und Rowling, ein kühner Bursche, der außerhalb der Stadt eine Früchte-und Gemüsezucht betrieb, womit er sich ein großes Vermögen zu erwerben im Begriffe war.

Der letzte der geladenen Gäste war Señor Mendoza, der Gerichtspräsident von Rosario, ein geachteter Mann, ein kultivierter Geist und ein unbestechlicher Richter obendrein.

Wir gelangten ohne bemerkenswerte Unterbrechung ans Ende unserer Mahlzeit. Was bis dahin gesprochen wurde – ich habe es vergessen. Ganz im Gegensatz dazu standen hingegen die Worte, die fielen, als wir unsere Zigarren anzündeten.

Nicht etwa, daß jene Äußerungen besonderes Gewicht in sich getragen hätten; doch der Terror, der auf sie folgte, verlieh ihnen eine pikante Bedeutung, und deswegen haben sie sich mir unauslöschlich eingeprägt.

Wir waren – in welchem Zusammenhang, ist ja gleichgültig – auf den wunderbaren Fortschritt der Menschheit zu sprechen gekommen. Und irgendwann sagte Dr. Bathurst:

»Es stimmt schon: wenn Adam (als Engländer sprach er das Wort wie *Aedem* aus) und Eva (er sagte natürlich *Iiv*) wieder auf die Erde zurückkämen, dann wären sie baß erstaunt.«

Das war der Beginn unserer Diskussion. Als feuriger Darwinist und überzeugter Anhänger der natürlichen Selektion verlangte nun Moreno in ironischem Tone von Bathurst zu wissen, ob er denn ernsthaft an die Legende vom irdischen Paradies glaube. Bathurst antwortete, er glaube wenigstens an Gott, und da die Existenz von Adam und Eva durch die Bibel bestätigt werde, werde er es sich versagen, darüber zu streiten. Moreno gab zurück, er selber glaube bestimmt nicht weniger an Gott als sein Gesprächspartner, daß aber der erste Mann und die erste Frau nichts weiter sein könnten als ein Mythos, als ein Symbol, und daß es infolgedessen bestimmt nicht unfromm sei, anzunehmen, die Bibel habe auf diese Weise den Lebensatem versinnbildlichen wollen, den die schöpferische Macht in die erste Zelle eingehaucht, welcher dann alle übrigen entstammt seien. Bathurst erwiderte, diese Erklärung genüge nur scheinbar. Was ihn persönlich betreffe, so finde er, es sei schmeichelhafter, das direkte Werk der Gottheit zu sein, als von ihr über das Zwischenglied von mehr oder weniger affenhaften Prototypen abzustammen …

Ich sah den Moment kommen, da die Diskussion hitzig würde – als sie ebenso jäh endete, wie sie begonnen hatte. Die beiden Gegner hatten zufällig ein anderes Gebiet gefunden, auf dem sie einer Meinung sein konnten. Es ging übrigens meistens so.

Diesmal kamen die zwei Streithähne auf das erste Thema zurück und bewunderten gemeinsam die hohe Kulturstufe, die die Menschheit erreicht hatte – sei jetzt ihr Ursprung wie er wolle –; und sie zählten stolz alle die Eroberungen auf. Alle wurden durchgesprochen. Bathurst rühmte die Chemie, die so weit vorgerückt sei, daß sie am Verschwinden sei, weil sie sich mit der Physik zu verschmelzen drohte, so daß die beiden Wissenschaften nur noch eine einzige sein würden, die sich als Forschungsziel die immanente Energie gesetzt habe. Moreno lobte seinerseits die Medizin und besonders die Chirurgie, dank denen man heute in die tiefinnersten Lebensvorgänge hineinzusehen vermöge und durch deren wunderbare Entdeckungen man in naher Zukunft auf die Unsterblichkeit der lebenden Organismen hoffen dürfe. Und hierauf beglückwünschten sich die beiden zu der hohen Stufe, welche die Astronomie erreicht habe. War man denn nicht schon mit den sieben Planeten des Sonnensystems in Verbindung? Und nächstens würden die Sterne drankommen …[3]

Ermüdet von ihrer Begeisterung, schalteten die beiden Lobesredner eine kurze

Pause ein. Das nutzten die andern Tischgenossen, um ihrerseits rasch ein Wort einzuwerfen. Man schnitt das weitläufige Gebiet der praktischen Erfindungen an, die so grundlegend die Lebensbedingungen der Menschheit verändert hatten. Es wurde von Eisenbahnen und Dampfschiffen geschwärmt, die den Transport von schwerer Fracht revolutioniert hatten, von den wirtschaftlichen Flugapparaten, die von den Reisenden mit viel Zeit benutzt werden, von den pneumatischen Untergrundbahnen oder den elektronischen Verkehrsmitteln, die alle Kontinente und alle Meere durchfahren und von den Menschen benutzt werden, die es wirklich eilig haben. Es wurde geschwärmt von all den unzähligen Maschinen, von denen die eine genialer ausgedacht war als die andere und von denen eine einzige in gewissen Industrien die Arbeit von hundert Menschen zu verrichten vermag. Es wurde geschwärmt von der Druckerkunst, von der Photographie in Farben und mit Blitzlicht, von der photographischen Wiedergabe von Tönen, von der Wärme und von allen Vibrationen der Luft. Und vor allem schwärmten sie von der Elektrizität, diesem geschmeidigen, gehorsamen und in seinem Wesen, in seinen Eigenschaften so genau bekannten Hilfsmittel, das uns gestattet, ohne die geringste materielle Verbindung irgendeinen Mechanismus in Gang zu setzen, ein Meerschiff, ein Unterseeboot oder ein Flugzeug anzutreiben; das uns gestattet, einander zu schreiben, miteinander zu sprechen oder uns zu sehen – alles auf allergrößte Entfernungen.

Kurz, es hörte sich an wie eine regelrechte Dithyrambe, in welche auch ich einstimmte, ich muß es gestehen. In diesem einen Punkte war man sich jedenfalls einig, daß die Menschheit ein bis dato unvergleichliches intellektuelles Niveau erreicht habe, was uns zu dem Glauben berechtige, daß der Sieg über die Natur ein endgültiger sei.

»Immerhin«, gab Präsident Mendoza mit seiner Fistelstimme zu bedenken, als auf unsere Schlußfolgerung hin eine Stille eingetreten war, »immerhin habe ich mir sagen lassen, daß die heute spurlos verschwundenen Völker eine ebenso hochentwickelte Zivilisation, der unsrigen ebenbürtig, entwickelt hatten.«

»Welche Völker?« wollte die ganze Tafelrunde wie aus einem Munde wissen.

»Ach, die … die Babylonier, zum Beispiel.«

Das hatte einen unbändigen Lacherfolg. Die Babylonier mit uns modernen Menschen vergleichen zu wollen!

»Die Ägypter«, fuhr Don Mendoza unbeirrt fort.

Das Gelächter wurde noch stärker.

»Dann waren da noch die Atlantiden, die nur deshalb zur Legende geworden sind, weil wir keine Kenntnisse darüber haben. Zählt nun noch eine Unzahl

anderer Völker hinzu, die sogar noch vor den Atlantiden lebten: sie alle entstanden, gediehen – und löschten wieder aus, ohne daß wir die geringsten Kenntnisse von ihnen haben!«

Da Don Mendoza auf seinem Paradoxon beharrte, taten wir so, als nähmen wir ihn ernst, um ihn nicht zu beleidigen.

»Also jetzt hören Sie mal zu, lieber Präsident«, begann behutsam Moreno, in einem Ton, den man einem Kinde gegenüber anschlägt, dem man Vernunft beizubringen versucht, »Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß man diese Volker von ehemals mit uns vergleichen kann? … In moralischer Hinsicht, ja, mag sein, daß sie da vielleicht auf derselben kulturellen Stufe gestanden haben mögen, aber in materieller Hinsicht …«

»Wieso denn nicht?« wehrte sich Don Mendoza.

»Weil der eigentliche Erfolg unserer Erfindungen«, warf nun Bathurst nachdrücklich ein, »darin besteht, daß sie sich augenblicklich über die ganze Erde verbreiten: der Untergang eines einzigen Volkes oder auch der einer ganzen Anzahl von Völkern würde doch die Summe des von ihnen erreichten Fortschrittes nicht tangieren. Denn um den menschlichen Fortschritt auszulöschen, müßte ja die ganze Menschheit auf einen Schlag verschwinden! Ist das vielleicht, frage ich Sie, eine zulässige Hypothese?«

Während wir so diskutierten, entstanden immer neue Wirkungen aus neuen Ursachen in der Unendlichkeit des Universums, und innerhalb von weniger als einer Minute nach der Frage, die Dr. Bathurst soeben gestellt hatte, sollte sich die Skepsis von Mendoza nur allzu deutlich bewahrheiten. Doch wir hatten ja noch keine Ahnung davon, sondern diskutierten friedlich weiter, die einen gemütlich in ihren Stühlen zurückliegend, die andern mit den Ellenbogen auf dem Tisch, doch alle mit mitleidigem Blick Mendoza betrachtend, von dem wir das Gefühl hatten, er sei durch die Replik Bathursts völlig geschlagen.

»Erstens einmal«, nahm der Präsident das Gespräch wieder auf, »ist es glaubhaft, daß die Erde in früheren Zeiten weniger Bewohner aufwies als heute, so daß sehr wohl ein einziges Volk universelles Wissen auf sich vereinigen konnte. Und weiterhin sehe ich *a priori* nichts Absurdes in der Möglichkeit, daß die ganze Erdoberfläche auf einmal in Bewegung geraten könnte.«

»Na, na, na!« riefen wir alle miteinander aus.

Und genau in dem Augenblick geschah’s, in dem Moment kam die Sintflut … Eben hatten wir alle noch »Na, na, na!« ausgerufen, als sich ein schreckliches Krachen vernehmen ließ. Der Fußboden bebte und wich von unseren Füßen weg, das ganze Landhaus begann in seinen Grundfesten zu schwanken.

Wir stießen und schlugen einander, um zum Ausgang zu kommen; gepackt von unsagbarem Entsetzen, stürzten wir ins Freie.

Kaum waren wir draußen, stürzte das Haus in sich zusammen und begrub den Gerichtspräsidenten Mendoza und meinen Kammerdiener Germain unter sich. Ein paar Augenblicke waren wir völlig bestürzt, was sicher begreiflich ist, und eben hatten wir den Entschluß gefaßt, den beiden zu Hilfe zu eilen, als wir Raleigh mit seiner Frau vom unteren Garten her auf uns zustürzen sahen.

»Das Meer! … das Meer! …« schrie er aus vollem Halse.

Ich drehte mich zum Ozean um – und blieb erstarrt und wie gelähmt stehen. Ich glaube nicht, daß ich mir dessen, was ich erblickte, völlig bewußt war, hatte aber sicher das deutliche Gefühl, daß die vertraute Aussicht sich verändert hatte. Mußte einem denn nicht das Herz vor Entsetzen stillstehen beim Anblick der Natur, von der wir eben noch festgestellt hatten, daß sie an sich unveränderlich bleibe? Und nun hatte sie sich in wenigen Sekunden seltsam verändert!

Immerhin hatte ich bald einmal meine Kaltblütigkeit wiedergewonnen. Die eigentliche Überlegenheit des Menschen liegt ja nicht darin, die Natur zu beherrschen oder zu besiegen; es geht für den denkenden Menschen darum, sie zu verstehen, das ungeheure Universum im Mikrokosmos des Gehirns festzuhalten; und für den handelnden Menschen geht es darum, bei einer Revolte der Materie ruhig Blut zu bewahren und zu sagen: ›Mich zu zerstören vermagst du meinetwegen, mich aufzuwühlen aber niemals! …‹

Sobald ich meine Beherrschung wiedererlangt hatte, begriff ich auch, inwiefern das Bild vor meinen Augen von dem vertrauten abwich. Der Felsabsturz war verschwunden, ganz einfach weg, und mein Garten begann genau auf Meeresspiegelhöhe. Das Meer hatte bereits das Gärtnerhaus verschlungen, und die Wellen leckten an den tiefstliegenden Blumenbeeten.

Da kaum anzunehmen war, daß das Meer in dieser kurzen Zeit so gestiegen war, mußte man logischerweise schließen, daß das Land sich gesenkt hatte, und zwar über hundert Meter – der Felsabsturz hatte ja diese Höhe gehabt –, doch mußte alles mit einer gewissen Sanftheit geschehen sein, denn wir hatten ja kaum viel davon bemerkt, und das erklärte auch die relative Ruhe des Meeres.

Ein kurzer Blick überzeugte mich, daß meine Hypothese korrekt war, bewies mir aber auch, daß das Absinken noch weiterging. Das Meer kam uns stetig näher, und das mit einer Geschwindigkeit, die bei zwei Metern in der Sekunde liegen mußte – das heißt also sieben bis acht Kilometer in der Stunde. – Infolgedessen mußten wir bei der Entfernung der am nächsten stehenden Wellen innerhalb von etwa drei Minuten ebenfalls verschlungen sein, sollte das Tempo

des Absinkens dasselbe bleiben. Mein Entschluß kam blitzschnell:

»Ins Auto!« schrie ich den andern zu.

Sie hatten sofort verstanden, und wir alle rannten zur Garage, rissen den Wagen heraus und füllten im Nu den Tank bis obenhin mit Benzin. Dann sprangen wir aufs Geratewohl in den Wagen. Mein Chauffeur Simonat setzte den Motor in Gang, sprang hinters Steuerrad, schaltete, und im vierten Gang fuhren wir aufs Tor zu, das Raleigh für uns offenhielt. Dann rannte er hinterher, konnte sich gerade noch anklammern und kauerte auch schon auf den Hinterfedern des Autos.

Es war höchste Zeit! Gerade als das Auto die Straße erreichte, fegte die erste Welle heran und netzte die Räder bis zu den Naben. Bah! Von jetzt an konnten wir uns über die Verfolgung durch das Meer lustig machen. Obgleich mein Wagen schwer überladen war, würde uns meine vorzügliche Maschine aus dem Bereich der Wellen entführen, das heißt falls der Sturz in den Abgrund sich nicht endlos hinausziehen sollte … Nun, wir hatten doch immerhin einigen Spielraum vor uns: mindestens zwei Stunden Aufstieg und eine Höhe von nahezu fünfzehnhundert Metern …

Bald hingegen wurde mir klar, daß es noch zu früh war zum Frohlocken. Nachdem nämlich der erste Anlauf des Wagens uns etwa zwanzig Meter vom Wasser weggetragen hatte, nützte alles Gasgeben unseres guten Simonat nichts: die Distanz zwischen uns und dem Meer blieb stets dieselbe. Ohne Zweifel wurde der Wagen durch die übermäßige Last gebremst. Was wir auch unternahmen, unsere Geschwindigkeit entsprach genau dem Absinken des Landes – das Meer blieb uns auf den Fersen.

Bald wurde uns diese ungemütliche Lage deutlich, und alle, außer Simonat, der sich mit dem Steuern des Autos befassen mußte, drehten sich um und wollten auf die eben zurückgelegte Strecke blicken. Nichts war mehr zu sehen als Wasser. So rasch wir den Weg hinter uns brachten, so rasch versank er hinter uns im Wasser. Dabei schien das Meer nun völlig ruhig. Kaum daß hie und da eine Welle sich am immer neuen Strand brach. Es sah aus wie ein friedlicher See, der geheimnisvoll ständig anschwoll und wuchs, und es gab wohl nichts Tragischeres als die Verfolgung des Wagens durch das stille Wasser. Umsonst flohen wir vor ihm, das Meer stieg unaufhaltsam mit uns in die Höhe …

Bei einer Wegbiegung meinte Simonat, ohne die Augen von der Straße zu heben: »Hier sind wir auf halber Höhe. Noch eine Stunde geht's aufwärts.«

Uns schauderte: Was nun! In einer Stunde würden wir die Paßhöhe erreicht haben, und dann mußten wir hinunter, gejagt vom Wasser, das uns einholen

würde, uns wie eine Lawine unter sich begrabend! …

Die Stunde verstrich, ohne daß unsere Lage sich wesentlich verändert hätte. Schon tauchte über uns der Gipfel des Küstengebirges auf – als der Wagen plötzlich einen heftigen Satz zur Seite machte, der ihn beinahe an der Böschung zerschmettern ließ. Gleichzeitig schwoll hinter uns eine riesige Welle an, überflutete die Straße und brandete um unseren Wagen, der von Gischt eingehüllt wurde … Sollten wir doch noch alle verschlungen werden? …

Nein! Das Wasser ebbte zurück, während der Motor plötzlich rascher zu keuchen begann und sein Tempo beschleunigte.

Was war schuld an der unerwarteten Beschleunigung? Ein Aufschrei von Anna Raleigh verriet es uns: sie hatte eben entdeckt, daß ihr Mann nicht mehr am Wagen hing. Zweifellos hatte die Welle den Unglücklichen weggerissen, und darum auch zog der Wagen wegen der Gewichtsverminderung besser an.

Doch dann blieb er plötzlich stehen.

»Was ist los?« schrie ich Simonat zu, »eine Panne?«

Aber auch unter diesen tragischen Umständen behauptete sich der Berufsstolz des Chauffeurs. Er zuckte bloß mit den Schultern, was so viel heißen sollte wie: für einen Chauffeur wie mich gibt’s keine Pannen. Er zeigte nur wortlos auf die Straße vor uns. Da wurde mir klar, warum wir anhielten.

Keine zehn Meter vor uns war die Straße wie abgeschnitten. Abgeschnitten war das richtige Wort: als hätte einer mit einem riesigen Messer den Schnitt gemacht. Jenseits der scharfen Kante, die das Ende der Straße bildete – nichts, Leere, ein dämmeriger Abgrund, auf dessen Grunde man nichts zu unterscheiden vermochte.

Wir wandten uns um, verzweifelt, gewiß, daß unser letztes Stündlein geschlagen habe. Der Ozean, der uns bis hierher verfolgt hatte, mußte uns ja in wenigen Sekunden verschlingen …

Und dann stießen wir alle – außer Anna und ihren Mädchen, die zum Herzzerbrechen schluchzten – einen Freudenschrei aus: Nein, das Wasser stieg nicht mehr, oder vielmehr die Erde hatte aufgehört zu versinken. Ohne Zweifel war der Stoß, den wir vor ein paar Augenblicken verspürt hatten, das Ende der Naturerscheinung gewesen. Der Ozean lag still hinter uns, sein Spiegel lag ungefähr hundert Meter unterhalb der Stelle, an der wir zusammengedrängt neben dem immer noch ratternden Wagen standen; er erinnerte uns an ein großes Tier nach einem raschen Lauf.

Sollte es uns doch noch gelingen, uns aus der bösen Lage zu befreien? Das

würden wir erst am folgenden Morgen wissen. Bis es so weit war, mußten wir uns gedulden. Einer nach dem andern legten wir uns auf den Boden, und ich glaube fast – Gott verzeihe mir! – ich schlief sogleich ein! …

In der Nacht

Ich werde durch ein furchtbares Brausen geweckt. Wieviel Uhr ist es? Ich weiß es nicht. Jedenfalls umgibt uns immer noch finstere Nacht.

Der Lärm steigt aus dem undurchdringlichen Abgrund, in den die Straße gestürzt ist, herauf. Was geht vor? … Ich könnte schwören, der donnernde Lärm komme von großen Wassermassen, die in hohem Falle stürzen, von gewaltigen Wellen, die aneinanderprallen … Ja, das muß es sein, denn ganze Wolken von Gischt steigen auf und durchnässen uns.

Dann wird es langsam stiller … und dann hört man gar nichts mehr … Der Himmel wird heller … dann ist's Tag.

25. Mai

Welche Qual, so langsam über unsere wirkliche Lage aufgeklärt zu werden! Erst können wir nur die unmittelbare Umgebung erkennen, doch der Umkreis wächst, wächst ständig, als würde unsere Hoffnung nach und nach eine Unzahl von Schleiern heben – endlich ist's heller Tag. Er zerstört unsere letzten Illusionen.

Unsere Lage ist äußerst einfach in ein paar Worten zu schildern: wir sind auf einer Insel. Das Meer umgibt uns von allen Seiten. Gestern noch lagen da vor uns unzählige Berggipfel, von denen ein paar sogar den, auf dem wir uns jetzt befinden, überragten. Diese Gipfel sind alle verschwunden, während der unsre – viel bescheidener als die andern – unerklärlicherweise auf seinem Sturz ins Meer aufgehalten wurde. Um uns statt der Berge eine endlose Wasserwüste. Wir stehen auf dem einzigen Fleckchen Erde, das bis zum ungeheuren Horizont noch zu entdecken ist.

Ein einziger Blick genügt, uns das Ausmaß unsres Inselchens erkennen zu lassen, auf dem wir durch einen außerordentlichen Glücksfall Asyl gefunden haben: Wirklich, es ist klein genug, tausend Meter höchstens ist es lang und fünfhundert breit. Der Berg fällt nach Norden, Westen und Süden sanft zum Meere ab und ist noch etwa hundert Meter hoch. Im Osten hingegen fällt die

kleine Insel in einem Felsabsturz jäh ins Meer ab.

Dorthin wendet sich nun unser Blick. Denn in jener Richtung müßten wir ganze Bergketten hintereinander sehen und jenseits davon ganz Mexiko. Wie hat sich das alles in einer kurzen Frühlingsnacht gewandelt! Die Berge sind verschwunden, Mexiko ist verschlungen! An ihrer Stelle die Wasserwüste, die kahle, unendliche.

Wir sehen uns an, entsetzt. Da sind wir nun, gestrandet, ohne Lebensmittel, ohne Süßwasser, auf diesem engen, kahlen Fels – keine Hoffnung bleibt uns mehr. Grausam enttäuscht werfen wir uns auf die Erde und warten auf den Tod.

An Bord der *Virginia*, 4. Juni

Was ist in den folgenden Tagen geschehen? Ich habe keine Erinnerung mehr daran. Vermutlich habe ich schließlich das Bewußtsein verloren: erst an Bord des Schiffes, das uns gerettet hat, bin ich wieder zu mir gekommen. Das einzige, was ich weiß, ist, daß wir ganze zehn Tage auf jener Insel verbracht haben müssen und daß zwei von uns, Williamson und Rowling, vor Durst und Hunger gestorben sind. Von den fünfzehn Menschen, die meine Villa im Zeitpunkt der Sintflut beherbergt hat, bleiben bloß noch neun: mein Sohn Hans, mein Mündel Helene, mein Chauffeur Simonat, der wegen des Verlustes seines Wagens untröstlich ist, Anna Raleigh und ihre beiden Mädchen, die Ärzte Bathurst und Moreno, und schließlich ich, der ich mich beeile, diese Zeilen zur Erbauung späterer Geschlechter zu Papier zu bringen – womit ich bereits zugegeben habe, daß es deren wieder geben wird.

Die *Virginia*, die uns trägt, ist ein sozusagen gemischtes Schiff – halb Dampfschiff, halb Segelschiff – von ungefähr zweitausend Tonnen, das dem Warentransport dient. Es ist ein recht betagtes Schiff, und seine Geschwindigkeit ist eher mittelmäßig. Der Kapitän heißt Morris und befehligt zwanzig Matrosen. Kapitän und Mannschaft sind ausnahmslos Engländer.

Die *Virginia* hat Melbourne mit Ballast vor etwas mehr als einem Monat mit dem Bestimmungsort Rosario verlassen. Kein Zwischenfall hat ihre Reise gestört, ausgenommen in der Nacht vom 24. zum 25. Mai, als eine Anzahl von unglaublich hohen Grundwellen – die aber zum Glück ihrer Länge wegen ungefährlich waren – das Schiff packten. So eigenartig diese unerklärlichen Wellen auch waren, konnte der Kapitän doch nicht ahnen, welche Sintflut in demselben Moment in seiner Nähe vor sich ging. Wie erstaunt war er, als er an der Stelle, wo er Rosario hätte finden sollen, nichts als Wasser antraf. Auch von

Mexiko fand sich nicht eine Spur. Von der mexikanischen Küste war bloß eine kleine Insel übrig geblieben. Eine Schaluppe der *Virginia* wurde zu dem Inselchen hinübergeschickt, auf dem die Besatzung dann elf leblose Körper entdeckte. Zwei waren offensichtlich tot. Die andern neun wurden auf die Schaluppe getragen und zur *Virginia* gebracht. Auf diese Weise sind wir gerettet worden.

Auf dem Festland – Januar oder Februar

Ein Zwischenraum von acht Monaten trennt den bisherigen Bericht von diesen nächsten Zeilen. Ich datiere sie mit Januar oder Februar, denn es ist mir völlig unmöglich, genauere Angaben zu machen, da ich kein verläßliches Zeitgefühl mehr besitze.

Diese acht Monate stellen die schlimmste Zeit all unserer Prüfungen dar. Es ist die Zeit, in der wir unterschiedlich immer grausamer behandelt worden sind, die Zeit, in der uns unser ganzes Elend so richtig bewußt geworden ist.

Nachdem sie uns aufgenommen hatte, setzte die *Virginia* ihre Route weiter nach Osten fort, so schnell es ihr möglich war. Als ich auf dem Schiff wieder zu mir kam, war die Insel, auf der wir beinahe alle umgekommen wären, schon längst am Horizont verschwunden. Wie das Besteck besagte, das der Kapitän bei wolkenlosem Himmel nahm, mußten wir uns genau an der Stelle befinden, wo Mexiko hätte sein sollen. Doch von Mexiko war keine Spur mehr zu sehen – nicht mehr, als man von den Bergen im Mittelpunkt sehen konnte, als ich ohnmächtig dalag; nicht mehr auch, als man von irgendeinem Stück Erde entdecken konnte, so weit das Auge reichte; nach allen Seiten hin gab es nichts als die Unendlichkeit des Meeres …

In dieser Feststellung lag etwas wirklich Betäubendes. Wir hatten einen Moment lang das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Wie denn? Ganz Mexiko einfach versunken! … Wir tauschten entsetzte Blicke, während wir uns fragten, wie weit diese fürchterliche Sintflut sich erstreckt haben mochte …

Der Kapitän wollte es genau wissen: er änderte seinen Kurs und drehte nach Norden ab. Wenn es Mexiko nicht mehr gab, so war es doch undenkbar, daß der ganze amerikanische Kontinent ebenfalls versunken sein sollte.

Und dennoch war es so. Umsonst segelten wir volle zehn Tage nach Norden – wir trafen auf kein Land. Und obgleich wir immer wieder die Richtung änderten: von Land nirgendwo eine Spur, auch nicht, als wir fast einen Monat lang nach Süden fuhren. So widersinnig uns die Erkenntnis auch schien, wir waren

gezwungen, sie zuzugeben: jawohl, der ganze amerikanische Kontinent war in den Wellen des Ozeans verschwunden!

Waren wir denn bloß gerettet worden, um ein zweites Mal die Schrecken der Todesangst kennenzulernen? Wir hatten wahrlich langsam Grund, es anzunehmen. Ohne an die Vorräte zu denken, die uns eines Tages ausgehen mußten, gab es eine viel größere Gefahr: was sollte aus uns werden, wenn die Kohle ausging und das Schiff nur noch dahintrieb? Ungefähr so mußte das Herz eines verblutenden Tieres zu schlagen aufhören. Deshalb ließ der Kapitän am 14. Juli – wir befanden uns ungefähr da, wo früher Buenos Aires liegen mußte – die Feuer ausgehen und die Segel setzen. Sobald dieser Befehl ausgeführt war, versammelte er die Mannschaft sowie die Passagiere der *Virginia* und erläuterte uns in wenigen Worten die Lage. Dann bat er uns, ernsthaft darüber nachzudenken und unsere Idee am folgenden Tage bei einem Kriegsrat vorzubringen.

Ich weiß nicht, ob einer meiner Unglücksgenossen auf eine mehr oder weniger großartige Idee gekommen wäre. Ich für mein Teil zögerte, ich gestehe es, weil ich gar nicht sicher war, was in unserer Lage der beste Ausweg wäre – als gerade in jener Nacht ein Sturm losbrach und uns die ganze Entscheidung aus der Hand nahm. Wir mußten westwärts fliehen, der Sturm jagte uns vor sich her, und wir mußten befürchten, jeden Augenblick vom entfesselten Meer verschlungen zu werden.

Der Orkan dauerte fünfunddreißig Tage, ohne eine Minute nachzulassen oder gar einzuschlafen. Wir begannen zu fürchten, das Unwetter werde nie mehr aufhören – als am 19. August das schöne Wetter so unmittelbar einsetzte, wie es uns im Stich gelassen hatte. Der Kapitän benutzte die Gelegenheit und nahm sogleich das Besteck: die Berechnung ergab für unsere Position 40° nördlicher Breite und 114° östlicher Länge – die Koordinaten von Peking!

Wir hatten also bereits Polynesien und vielleicht auch Australien passiert, ohne uns dessen bewußt zu sein; und da, wo wir zurzeit segelten, hatte vorher die Hauptstadt eines Reiches von vierhundert Millionen Seelen gestanden!

Hatte Asien also dasselbe Schicksal ereilt wie Amerika?

Bald waren wir davon überzeugt. Die *Virginia* erreichte auf ihrem Südwestkurs das tibetische Hochland, dann das Gebiet des Himalaja. Hier hätten wir die höchsten Berge des gesamten Erdballs erblicken müssen. Nun: nach allen Richtungen hin ragte nichts über den Meeresspiegel herauf. Es fing beinahe an so auszusehen, als gäbe es auf der ganzen Welt kein anderes Stückchen trockenen Landes mehr als jenes kleine Inselchen, das unsere Rettung gewesen –

als seien wir die einzigen Überlebenden der Sintflut, die letzten Bewohner der Erde auf dem bewegten Leichentuch des Meeres!

Wenn dem so war, dann würden auch wir bald einmal zugrunde gehen. Trotz strengster Rationierung gingen die Lebensmittel an Bord schon zur Neige, und es bestand für uns keine Hoffnung mehr, sie wieder zu erneuern …

Ich kürze den Bericht über diese schreckliche Seefahrt ab. Um sie in allen Einzelheiten wiederzugeben, müßte ich im Geiste Tag für Tag noch einmal alles durchmachen, und das triebe mich zum Wahnsinn. So seltsam und furchtbar auch die Ereignisse waren, die dieser Fahrt vorausgingen oder nach ihr kamen, so bejammernswert mir auch die Zukunft – eine Zukunft, die ich nicht mehr erleben würde – erschien, so sollten wir doch noch während dieser verfluchten Fahrt das Maximum an Entsetzen kennenlernen. Ach, diese nicht enden wollende Fahrt auf einem unendlich scheinenden Meere! Jeden Tag darauf gefaßt sein, irgendwo anlegen zu können – und jeden Tag das Ende der Reise weiter hinausgeschoben zu sehen! Über Karten gebeugt dahinzuleben – über Karten, auf denen Menschen kurvenreiche Küstenlinien eingezeichnet hatten, und dann immer wieder feststellen zu müssen, daß nichts, aber auch gar nichts übriggeblieben war von all dem, was die Menschen für ewig feststehend angesehen hatten! Sich sagen zu müssen, daß die Erde von unzählbaren Lebewesen wimmelte, daß Millionen von Menschen und Myriaden von Tieren diese Erde nach allen Richtungen durchlaufen oder die Luft bevölkert hatten – und daß nun alle auf einmal tot sind, daß all das Leben ausgeblasen wurde, als wäre es ein winziges Flämmchen im Wind! Überall andere Menschenkinder zu suchen – umsonst zu suchen! Und dann nach und nach zur Überzeugung zu kommen, daß es um einen herum sonst nichts Lebendes mehr gibt, sich nach und nach der fürchterlichen Einsamkeit bewußt zu werden, allein zu sein im erbarmungslosen All! …

Ist es mir wohl gelungen, die passenden Worte für den Ausdruck unserer Todesangst zu finden? Ich weiß es nicht. Denn in keiner Sprache der Welt kann es Worte geben, die dieser nie dagewesenen Situation gerecht würden.

Nachdem wir auch dort das Meer erkundet hatten, wo früher die Halbinsel Indiens gewesen war, nahmen wir für zehn Tage Kurs nach Norden, dann nach Westen. Ohne daß unsere Lage sich im geringsten verändert hätte, fuhren wir über die Kette des Urals, der jetzt zu einem Teil des Meeresbodens geworden war. Und dann fuhren wir über die Stelle, wo früher Europa lag. Wir nahmen Kurs nach Süden, bis zu zwanzig Grad südlicher Breite, und, müde von unserer zwecklosen Irrfahrt, wieder nach Norden, über die nun versunkenen Pyrenäen sowie über eine riesige Fläche Wasser, die Afrika und Spanien bedeckte. Wir

begannen uns tatsächlich an das Entsetzen zu gewöhnen. Wir verfolgten unseren Lauf genau auf den Karten und zeigten dann mit dem Finger: ›Hier war einmal Moskau … Warschau … Berlin … Wien … Rom … Tunis … Timbuktu … St. Louis … Oran … Madrid …‹, alles mit ständig wachsender Gleichgültigkeit, denn die Gewohnheit hatte uns abgestumpft, und wir fühlten beim Aussprechen dieser in Tat und Wahrheit so tragischen Namen nicht mehr das geringste.

Ich aber hatte den Becher meiner Leiden noch nicht bis zur Neige geleert. Am Tage, als Kapitän Morris zu mir sagte – es war so um den 11. Dezember herum –: »Hier stand Paris …«, glaubte ich, man reiße mir das Herz aus der Brust. Meinetwegen mochte das ganze All versinken, aber doch nicht mein Frankreich – mein Paris, das mein Land verkörperte! …

Neben mir konnte ich einen Mann schluchzen hören: ich drehte mich um … es war Simonat, der weinte.

Für vier weitere Tage fuhren wir stetig nordwärts; als wir auf der Höhe von Edinburgh waren, nahmen wir Kurs nach Südwesten und suchten Irland; dann ging's wieder ostwärts … Wir irrten auf gut Glück herum, denn es spielte wirklich keine Rolle mehr: die eine Richtung war so gut wie die andere …

Wir fuhren über London, dessen feuchtes Grab von der ganzen Schiffsbesatzung salutiert wurde. Fünf Tage darauf segelten wir über Danzig, als der Kapitän – wiederum aufs Geratewohl – wenden ließ, so daß wir wieder eine südwestliche Richtung einschlugen. Der Steuermann gehorchte apathisch. Was machte es ihm schon aus? Nach allen Richtungen war es ja dieselbe Geschichte … Als wir den neunten Tag diesen Kurs eingehalten hatten, bekamen wir unser letztes Stückchen Schiffszwieback.

Während wir uns noch hohlwangig anstarrten, befahl Kapitän Morris auf einmal, die Kessel zu heizen. Was mochte ihm durch den Kopf gehen? Ich weiß es heute noch nicht. Doch sein Befehl wurde ausgeführt: das Schiff gewann Fahrt …

Zwei Tage darauf nagte der Hunger bereits recht böse an uns. Und am darauffolgenden Tag weigerten sich die meisten, überhaupt aufzustehen; bloß noch der Kapitän, Simonat, einige wenige Matrosen und ich hatten die Kraft, das Schiff auf seinem Kurs zu halten.

Am fünften Fasttage sah man fast keine Steuerleute und Mechaniker mehr. Wenn das noch vierundzwanzig Stunden so weiterging, würde keiner mehr die Kraft haben, auf seinen Beinen zu stehen.

Wir waren nun seit über zwölf Monaten quer durch die Meere gesegelt. Es mußte so um den 8. Januar herum sein. – Ich sage: ›es mußte …‹, weil ich es

einfach nicht genauer sagen kann; denn der Kalender hat bei uns an Wichtigkeit verloren.

Jedenfalls, es war an jenem Tag, als ich das Ruder hielt und mich ganz und gar auf das Beobachten des vor uns liegenden Horizontes konzentrierte – und da schien mir, ich könne im Westen irgend etwas unterscheiden. Ich dachte, ich sei das Opfer einer Halluzination, und rieb mir die Augen. Nein, ich hatte mich nicht getäuscht!

Ich stimmte ein wildes Gebrüll an, klammerte mich am Ruder fest und schrie dann:

»Land auf Steuerbord voraus!«

Welchen Zauber diese Worte wirkten! Alle, die da überall im Sterben gelegen hatten, sprangen erstaunlich lebhaft auf die Füße, und ihre hageren Gesichter zeigten sich an der Steuerbordreling.

»Wirklich, es ist Land!« stellte Kapitän Morris verblüfft fest, nachdem er den am Horizont auftauchenden Schatten beobachtet hatte.

Eine halbe Stunde später war kein Zweifel mehr möglich. Land – mitten im Ozean, Land, das auf keiner Karte zu finden war. Und wir hatten alle Gegenden abgesucht, wo früher Kontinente gewesen waren!

Gegen drei Uhr nachmittags hoben sich die Einzelheiten der Küste, die uns den Weg versperrte, schon klar hervor. Und wieder meldete sich die Verzweiflung. Denn diese Küste glich keiner der Küsten, wie wir sie früher gekannt hatten. Vor uns lag ein absolut kahles, wüstes Eiland.

Die Erde, die wir vor der Sintflut bewohnt hatten, war von sattem Grün gewesen. Und keiner von uns hatte je eine derart verlassene, derart kahle Gegend gesehen, wo nicht doch noch etwa ein paar Sträucher, ein paar Moosbänke oder doch mindestens ein paar Büschel Flechten auf den Steinen zu sehen gewesen wären. Hier nun gab es nicht einmal das. Wir konnten bloß einen schwärzlichen Felsabsturz erkennen, an dessen Fuß ein Chaos von Felsblöcken lag. Keine Pflanze, kein Gräslein, nichts! Es war eine im wahrsten Sinne gottverlassene Insel.

Während zweier Tage fuhren wir dieser Felswand entlang, ohne auch nur die kleinste Spalte darin entdecken zu können. Erst gegen Abend des zweiten Tages entdeckten wir schließlich eine große Bucht, die guten Schutz gegen den Wind vom Meer her bot. Dort fuhren wir hinein und gingen vor Anker.

In Rettungsbooten erreichten wir das feste Land, und dort war unsere erste Beschäftigung das Nahrungsammeln. Denn der Strand wimmelte von Hunderten

von Schildkröten, und Millionen Muscheln lagen herum. In den Felsspalten gab es Krabben, Hummer und Langusten in Hülle und Fülle, dazu natürlich Fische in unerhörten Mengen. Offenbar würde das so dicht bevölkerte Meer uns – in Ermangelung anderer Hilfsquellen – auf unbeschränkte Zeit unseren Unterhalt garantieren.

Als wir uns gesättigt hatten, fanden wir einen Einschnitt in der Felswand, der uns ermöglichte, den Fels zu erklimmen. Oben angekommen, erblickten wir ein weites Gebiet. Der Anblick des Strandes hatte uns nicht getäuscht: nach allen Seiten gab es nur kahle Felsen, auf denen etwa getrockneter Tang und Algen zu erkennen waren, aber kein einziges Hälmchen Gras, nichts Lebendes, weder auf dem Lande noch in der Luft. Und überall waren kleine Seen zu erkennen, eher Teiche sogar, die in der Sonne glänzten. Wir wollten uns an einem von ihnen erfrischen – das Wasser war salzig!

Das erstaunte uns zwar nicht. Diese Tatsache bestätigte uns in der Annahme, daß dieses unbekannte Land erst gestern geboren und aus den Meerestiefen in einer einzigen Evolution aufgestiegen war. Das erklärte seine Öde, seine totale Einsamkeit. Es erklärte auch diese sonderbare, überall gleichmäßig verteilte Schlammschicht, die durch die Verdunstung nun langsam zu Staub wurde … Am folgenden Mittag ergab die Messung einen Punkt auf 17° 20’ nördlicher Breite und 23° 55’ westlicher Länge. Wir trugen ihn auf der Karte ein. Da konnten wir auch erkennen, daß da vorher der offene Atlantik gewesen war; das Land befand sich also in der Nähe des Punktes, wo früher Kap Verde gewesen. Jedenfalls erstreckte sich nun das Land nach Westen und das Meer nach Osten, bis zum Horizont.

So unfreundlich und ungastlich der Kontinent, auf den wir den Fuß gesetzt hatten, auch war, wir waren auf alle Fälle gezwungen, uns damit zufriedenzugeben. Darum löschten wir die ganze Ladung der *Virginia* sogleich. Wir trugen alles, was sie enthielt, wahllos oben auf den Felsen. Vorher hatten wir das Schiff solide mit vier Ankern befestigt, die bei fünfzehn Faden Tiefe den Meerboden erreichten. In dieser ruhigen Bucht lief die *Virginia* so keine Gefahr, und wir konnten sie unbesorgt sich selbst überlassen.

Sobald wir die ganze Ladung an Land gebracht hatten, konnte unser neues Leben beginnen. Vor allem mußten wir …

Als der Zartog Sofr an diesem Punkt seiner Übersetzung war, mußte er die Arbeit unterbrechen. Das Manuskript wies hier eine erste Lücke auf, den vielen Seiten nach fehlte wahrscheinlich Wichtiges; dieser Lücke folgten übrigens noch

mehr und noch wichtigere, soweit er das beurteilen konnte. Ohne Zweifel war eine große Menge der Manuskriptblätter durch Feuchtigkeit zerstört worden – der Behälter hatte also nicht dicht gehalten. Es gab von dieser Stelle an nur noch mehr oder weniger ausführliche Fragmente, der übrige Text war für immer zerstört. Sie folgten sich in etwa dieser Reihe: …beginnen uns ans Klima zu gewöhnen.

Wie lange ist es wohl her, seit wir an dieser Küste vor Anker gegangen sind? Ich weiß nichts mehr davon. Ich habe Dr. Moreno gefragt, der einen Kalender über die verflossenen Tage nachführt. Er hat mir gesagt: »Sechs Monate …«; dann fügte er hinzu: » …auf einige Tage genau«, denn auch er befürchtet, er könnte sich täuschen.

So weit ist es mit uns also gekommen! Es hat bloß sechs Monate gebraucht – und schon können wir uns nicht mehr auf unsere Zeitmessung verlassen. Das ist ja eine schöne Aussicht!

Unsere Nachlässigkeit ist jedoch nicht erstaunlich. Wir brauchen nämlich unsere ganze Kraft hier, um unser Leben zu erhalten. Dem gilt alle unsere Aufmerksamkeit. Die Ernährung ist ein Problem, das den ganzen Tag in Anspruch nimmt. Was essen wir? Nun, Fische, wenn wir welche finden. Das wird nämlich von Tag zu Tag schwieriger, denn unsere unaufhörliche Jagd auf sie macht sie scheu. Wir essen ferner Schildkröteneier und einige genießbare Algen. Abends sind wir zwar satt, aber auch erschöpft und denken nur noch ans Schlafen. Aus den Segeln der *Virginia* haben wir Zelte aufgestellt. Ich stelle mir vor, daß wir in Bälde eine etwas solidere Unterkunft werden bauen müssen.

Hie und da erlegen wir einen Vogel: die Luft ist doch nicht so verwaist, wie wir ursprünglich angenommen haben. Wir kennen bis jetzt etwa zehn verschiedene Arten auf unserem neuen Kontinent. Es sind hauptsächlich Langstreckenflieger: Schwalben, Albatrosse, Kormorane und einige mehr. Es ist anzunehmen, daß sie auf diesem Lande ohne Vegetation zu wenig Nahrung finden, denn sie fliegen ständig im Kreise um unser Lager und hoffen auf Reste unserer elenden Mahlzeiten. Hie und da finden wir auch etwa einen, der vor Hunger umgekommen ist, was uns wiederum Pulver und Blei spart.

Glücklicherweise besteht eine Möglichkeit, unsere Lage etwas zu bessern: wir haben im Bauch der *Virginia* einen Sack Korn entdeckt, von dem wir die Hälfte ausgesät haben. Es wird uns bedeutend besser gehen, wenn einmal das Korn gewachsen ist. Doch wird es wachsen? Den Boden bedeckt eine dicke Alluvialschicht, ein sandhaltiger Schlamm, der durch zersetzte Algen angereichert ist. So mittelmäßig der Humus auch sein mag, so ist es doch

immerhin Humus. Als wir hier landeten, war er noch mit Salz getränkt. Doch seit den diluvialen Regengüssen ist er ziemlich ausgewaschen worden. Alle Vertiefungen weisen jetzt Süßwasser auf.

Immerhin ist die Alluvialdecke noch nicht ganz salzfrei, außer auf der ganz dünnen Oberschicht: die Bäche und Flüsse, die gegenwärtig im Entstehen sind, haben einen stark brackigen Geschmack, was beweist, daß die unteren Alluvialschichten immer noch mit Salz gesättigt sind.

Damit wir das Korn aussäen und die andere Hälfte als Reserve zurückbehalten konnten, mußte es beinahe zu einem heftigen Streit kommen: die eine Gruppe der Schiffsbesatzung wollte sofort Brot daraus backen. Wir waren gezwungen …

…die wir an Bord der *Virginia* hatten. Diese beiden Kaninchen haben sich ins Landinnere geflüchtet, und wir haben sie nicht wiedergesehen. Möglicherweise haben sie sogar für sich Nahrung zu finden vermocht. Wird die Erde also, uns unbewußt, hervorbringen, was …

…zwei Jahre mindestens, seit wir hier sind! … Das Korn ist prächtig gediehen. Wir haben übergenug Brot zu essen, und unsere Äcker werden immer größer. Doch was für einen Kampf wir dabei gegen die Vögel ausfechten! Sie haben sich seltsamerweise unerhört vermehrt, und rings um unsere Kulturen …

Trotz den Todesfällen, die ich oben erwähnt habe, ist unser kleiner Stamm nicht kleiner geworden, ganz im Gegenteil. Mein Sohn und mein Mündel haben drei Kinder, und eine jede der drei übrigen Haushaltungen hat ebenso viele. Diese ganze Schar von Kindern gedeiht vorzüglich und platzt fast vor Gesundheit. Offenbar besitzt die menschliche Rasse mehr Energie, mehr Vitalität, seit sie zahlenmäßig so zusammengeschrumpft ist. Doch wie viele Gründe …

…zehn Jahre hier und wußten immer noch nichts von diesem Kontinent. Wir kannten ihn höchstens in einem Umkreis von wenigen Kilometern von unserem Landungsplatz aus. Dr. Bathurst fand schließlich, unsere Trägheit sei himmelschreiend, und auf seine Anregung hin riggten wir die *Virginia* wieder auf, was fast sechs Monate in Anspruch nahm, und dann haben wir eine Erkundungsreise unternommen. Seit vorgestern sind wir wieder in unserer Siedlung. Die Reise hat viel länger gedauert, als wir eigentlich meinten, doch

wir wollten eben, daß wir umfassende Kenntnisse des Kontinents mit nach Hause brächten.

Wir haben also den ganzen Kontinent, der uns trägt, umfahren, und wir glauben, er sei außer unserer kleinen Insel der einzige noch bestehende feste Boden dieser Erde. Die Küstenpartien sind uns überall gleich hart, gleich wild vorgekommen.

Unsere Kreuzfahrt haben wir durch mehrere Exkursionen ins Landinnere unterbrochen: Wir hofften dabei vor allem noch Spuren der Azoren und von Madeira zu entdecken, die ja vor der Sintflut schon vom Atlantischen Ozean umspült wurden und die infolgedessen eigentlich einen Teil des neuen Kontinents bilden müßten. Wir haben aber nicht die allerkleinste Spur von ihnen entdecken können. Alles, was wir darüber feststellen konnten, war, daß gerade dieses Gebiet von Grund auf durcheinandergeworfen wurde und daß eine dicke Lavaschicht es bedeckte. Die Inseln sind wahrscheinlich Schauplatz der heftigsten vulkanischen Ereignisse gewesen.

Eigenartig ist es ja schon: wir haben zwar nicht entdecken können, was wir suchten, dafür aber haben wir entdeckt, was wir nicht suchten! Auf der Höhe der einstigen Azoren sind wir auf Spuren menschlichen Schaffens gestoßen. Die Funde sind halb von einer Lavaschicht bedeckt. Doch kann diese Spur menschlicher Kultur nicht von den Bewohnern der Azoren stammen, unseren Zeitgenossen von gestern. Die Funde bestanden aus Säulenresten und Töpfereischerben, von einer Beschaffenheit, wie wir sie nie zuvor gesehen hatten. Nach eingehender Untersuchung gab Dr. Moreno der Vermutung Ausdruck, es müsse sich um Überreste des antiken Atlantis handeln, die durch vulkanische Eruption zutage gefördert wurden.

Vielleicht hat Dr. Moreno recht. Das legendäre Atlantis müßte – falls es je vorhanden war – ungefähr an der Stelle unseres heutigen Kontinents gelegen haben. Daß an derselben Stelle des Erdballs drei menschliche Kulturen sich befunden haben sollen, ohne daß die eine aus der andern hervorgegangen ist, wäre in diesem Falle ein einzig dastehendes Phänomen.

Wie dem auch sei, ich muß gestehen, daß das Problem mich kalt läßt: wir haben gerade genug an der Gegenwart, ohne uns noch um die Vergangenheit zu kümmern.

Sobald wir unsere Siedlung wieder erreichten, ist uns aufgefallen, daß wir uns in einer – im Vergleich zum übrigen Lande – begünstigten Gegend niedergelassen haben. Das liegt einzig und allein an der grünen Farbe – früher so weitverbreitet –, die hier nicht mehr völlig fehlt, während auf dem ganzen

übrigen Kontinent kein Iota davon zu erblicken ist. Das war uns bis dato nie so richtig aufgefallen, ist aber unleugbar so. Gras, das es zur Zeit unserer Landung nicht gab, sprießt nun überall um uns her. Es sind zwar nur die gemeinsten Arten, die hier wachsen. Sehr wahrscheinlich haben die Vögel den Samen hergeschleppt.

Aus dem, was ich eben sagte, darf nun aber nicht geschlossen werden, daß es außer diesen von früher stammenden Sorten keine Vegetation gäbe. Durch irgendeine unerklärliche Anpassung gibt es heute wieder eine rudimentäre, vielversprechende Vegetation überall auf dem Kontinent:

Die Meerpflanzen, die sich auf dem neuen Kontinent befanden, als er aus den Wellen stieg, sind zum größten Teil durch die Sonne vernichtet worden. Einige wenige hingegen haben in den Teichen und Tümpeln, die nicht mit der Zeit ausgetrocknet sind, bestehen können. Doch dann sind Bäche und Flüsse entstanden, die für die Existenz von Tang und Algen nur dann förderlich waren, solange sie Salz enthielten. Sobald jedoch die oberste Erdschicht sowie die darunterliegenden ihren Salzgehalt verloren, wurden sie nach und nach zerstört. Nur eine verschwindend geringe Zahl unter ihnen vermochte sich den neuen Lebensbedingungen anzupassen und gedieh dann auch im Süßwasser. Doch das Phänomen bleibt dort nicht stehen: einige von diesen Pflanzen haben sich auch auf dem Trockenen weiterentwickeln können, erst an den Flußufern, dann nach und nach sogar im Innern des Landes.

Wir haben diese Metamorphose am lebenden Objekt feststellen können und haben uns überzeugt, wie sehr das Aussehen sich mit den physiologischen Lebensbedingungen zugleich zu verändern vermag. Schon wachsen einige Halme scheu zum Himmel auf, und wir sehen voraus, daß eines Tages eine ganze Flora in allen Spielarten neu erstehen wird, daß sich zwischen den neuen und den überlieferten Arten ein heißer Kampf entspinnen wird.

Was ich soeben über die Flora feststellte, trifft auch auf die Fauna zu. In der Nähe der Wasserläufe kann man ehemals ans Meer gebundene Tiere sehen, die sich in der Metamorphose zum Landtier befinden. Die Luft schwirrt von fliegenden Fischen, die schon mehr einem Vogel ähneln als einem Fisch, denn ihre Flügel sind übermäßig gewachsen und ihr einwärts gekrümmter Schwanz ermöglicht ihnen …

Das letzte Fragment war vollständig und stellte den Schluß des Manuskripts dar: …uralt. Kapitän Morris ist tot. Dr. Bathurst ist fünfundsechzig, Dr. Moreno sechzig, und ich bin achtundsechzig. Bald werden wir alle mit dem Leben

abgeschlossen haben. Vorher jedoch wollen wir nichtsdestoweniger das ins Auge gefaßte Ziel erreichen und, soweit es in unserer Macht steht, den kommenden Generationen in dem Kampf, der sie erwartet, zu Hilfe kommen.

Doch werden sie überhaupt je diesen Tag erleben, die kommenden Generationen?

Ich bin versucht, mit Ja zu antworten, da ich ja nur die Vermehrung meines Stammes anzusehen brauche: die Kinderzahl hat sich vervielfacht, denn in dem gesunden Klima dieses Landes, das keine wilden Tiere kennt, werden die Menschen alt. Unsere Kolonie ist heute dreimal größer geworden.

Anderseits möchte ich wieder mit Nein antworten, wenn ich an den geistigen Zerfall meiner Leidensgenossen denke.

Unsere kleine Schar von Schiffbrüchigen befand sich immerhin in einer außerordentlich günstigen Lage, so daß sie aus dem menschlichen Wissen Vorteil hätte ziehen können: Die kleine Gruppe besaß einen ganz besonders energischen Mann – Kapitän Morris selig –, zwei überdurchschnittlich kultivierte Menschen – mein Sohn und ich – und zwei ausgesprochene Gelehrte – Dr. Bathurst und Dr. Moreno. Aus diesen Elementen hätte sich etwas aufbauen lassen. Wir haben nichts aufgebaut. Der Kampf ums tägliche Leben war von Anfang an – und ist es heute wie je – unsere einzige Sorge. Wie ganz zu Beginn verwenden wir unsere ganze Zeit auf die Nahrungssuche, und abends fallen wir erschöpft in einen tiefen Schlaf.

Es ist leider nur allzu gewiß, daß die Menschheit, deren einzige Vertreter wir sind, auf dem Wege der rapiden Regression ist und sich wieder zum primitiven Urtyp hin entwickelt. Bei den Matrosen der *Virginia*, die ja schon vorher unkultivierte Leute waren, sind die Merkmale des Animalischen schon viel deutlicher feststellbar. Mein Sohn und ich haben beide längst vergessen, was wir einst wußten. Dr. Bathurst und Dr. Moreno haben ihr Gehirn ebenfalls brachliegen lassen. Man darf schon sagen: unser geistiges Leben ist abgeschafft.

Wie gut, daß wir – es ist schon viele Jahre her – den ganzen Kontinent umsegelt haben! Heute hätten wir dazu den Mut nicht mehr … Und übrigens ist Kapitän Morris gestorben, der die Expedition angeführt hat –, und gestorben vor Altersschwäche ist auch die *Virginia*, die uns hierhertrug.

In der ersten Zeit unseres Hierseins hatten einige der Unsrigen es unternommen, Häuser zu bauen. Diese nie fertiggestellten Konstruktionen liegen in Ruinen. Heute schlafen wir alle zu jeder Jahreszeit im Freien.

Seit langer Zeit ist von den Kleidern, die wir einst trugen, nichts übriggeblieben. Einige Jahre lang haben wir kunstvoll gewobene Algenstoffe als

Ersatz getragen – und kunstvoll gewoben waren sie bloß zu Beginn; dann wurden sie gröber und gröber. Schließlich sind auch die uns verleidet, da sie bei diesem milden Klima überhaupt unnötig waren. Jetzt leben wir nackt wie jene, die wir einst ›Wilde‹ schimpften …

Essen, essen – das ist unser unaufhörliches Sinnen, unsere ausschließliche Beschäftigung.

Immerhin: wir haben doch noch einige Endchen vergangener Ideen und Gefühle bewahrt. Mein Sohn Hans, jetzt ein gereifter Großvater, hat seine zärtlichen Gefühle noch nicht ganz verloren, und mein Exchauffeur, Modeste Simonat, erinnert sich sogar noch dunkel daran, daß ich einst sein Herr war.

Doch mit diesen Menschen, mit uns, werden diese vagen Andeutungen, daß wir einst Menschen waren – denn wir sind es eigentlich schon nicht mehr –, für immer von der Erde verschwinden. Die Wesen der Zukunft, die hier Geborenen nämlich, haben ja nie eine andere Existenz gekannt. Die Menschheit wird auf diese nun auch schon Erwachsenen beschränkt sein – ich habe einige im Blickfeld, während ich dies schreibe –, die weder lesen noch rechnen, ja kaum reden können, auf die Kinder mit ihren spitzen Zähnchen, die aus nichts zu bestehen scheinen als aus einem unersättlichen Bauch. Und nach diesen werden wieder neue Kinderherden kommen, die wieder Erwachsene sein werden, die wieder Kinder haben – und wieder und wieder – und immer animalischere, die sich von ihren denkfähigen Vorfahren ständig weiter entfernen.

Ich glaube sie zu erkennen, diese Menschen der Zukunft, Wesen ohne artikulierte Sprache, mit verlöschter Intelligenz, mit einem von groben Haaren bedeckten Körper … ich kann sie sehen, wie sie durch diese düstere Wüste irren …

Nun ja, wir wollen uns anstrengen, daß es nicht so herauskommt. Wir wollen alles in unserer Macht Stehende versuchen, daß die Errungenschaften der Menschheit, zu der wir noch gehörten, nicht auf ewig verlorengehen. Dr. Bathurst, Dr. Moreno und ich wollen unser eingeschlafenes Gehirn wachrütteln, es zwingen, sich an all das zu erinnern, was es einst beherrschte. Wir wollen uns in die Arbeit teilen und auf diesem Papier, mit dieser Tinte – sie stammen beide noch von der *Virginia* – alles, was wir über die verschiedenen Wissenschaften zusammentragen können, niederschreiben, damit später die Menschen, falls sie durchhalten und falls sie, nach einer kürzeren oder längeren Zeit der Primitivität, plötzlich wieder Durst nach Erleuchtung haben sollten, die Zusammenfassung finden und lesen, die ihre Urahnen verfaßten. Und mögen sie dann das Gedächtnis dieser Ahnen segnen, die sich aufs Geratewohl zusammentaten, um

den Leidensweg ihrer Menschenbrüder, die sie ja nie kennen werden, etwas zu verkürzen!

Am Rande des Grabes

Es sind jetzt nahezu fünfzehn Jahre vergangen, seit die obigen Zeilen verfaßt wurden. Dr. Bathurst und Dr. Moreno sind nicht mehr. Von all denen, die einst hier landeten, bin ich, einer der ältesten, allein noch am Leben. Doch der Tod wird mich ereilen, wenn meine Stunde geschlagen hat. Ich spüre, wie er von meinen schon erkalteten Beinen zu meinem Herzen aufsteigt, das sehr bald stehenbleiben wird.

Unsere Aufgabe ist beendet. Ich habe die Manuskripte, die eine Zusammenfassung der menschlichen Wissenschaft bergen, in eine eiserne Kiste gelegt, die noch von der *Virginia* stammt. Dann habe ich sie tief im Boden vergraben. Daneben werde ich diese wenigen Seiten in einem Aluminiumbehälter der Erde übergeben.

Findet wohl jemals einer diese der Erde anvertraute Hinterlassenschaft? Wird überhaupt jemals einer danach suchen? …

Das bleibt dem Schicksal überlassen. Und nun Gott befohlen! …

Je länger der Zartog Sofr an diesem unglaublichen Dokument übersetzte, desto mehr packte sein Herz eiskaltes Entsetzen.

Wie? Stammte die Rasse der Andart’-Iten-Schu von jenen Menschen ab, die nach langen Monaten der Irrfahrt auf den Weltmeeren an diesem Punkte der Küste ihre Seefahrt beendeten, wo heute Basidra stand?

Dann hatten diese elenden Wesen einst zu einer ruhmreichen Menschheit gehört, verglichen mit der die jetzige einem stammelnden Kleinkind ähnlich war! Was hatte es gebraucht, um all diese Wissenschaft auf immer zu begraben, was hatte es gebraucht, um all diese mächtigen Völker in Vergessenheit geraten zu lassen? Weniger als nichts: bloß einen kleinen Schauder der Erdrinde.

Ein nicht wiedergutzumachendes Unglück war es schon, daß die erwähnten Dokumente zusammen mit der eisernen Kiste, die sie enthielt, zerstört wurden! Doch so schade es darum war, gab es doch nicht die geringste Hoffnung mehr, sie zu finden, da die Erdarbeiter für die Konstruktion der Stadtfundamente den Boden um und um aufgewühlt hatten. Ohne Zweifel mußte auch das Eisen sich im Laufe der Zeit zersetzt haben, wogegen der Aluminiumbehälter dem Zahn der Zeit siegreich Widerstand geleistet hatte.

Im übrigen gab das dem Optimismus Sofrs den Rest. Wenn auch das Manuskript keinerlei technische Einzelheiten verriet, so floß es doch über von allgemeinen Hinweisen und bewies entscheidend, daß die Menschheit in früheren Zeiten auf dem Wege der Wahrheit entschieden weiter fortgeschritten war, als dies seither der Fall gewesen. Alles war darin enthalten, nicht nur die Ideen, die Sofr darüber gehegt hatte, sondern auch andere, die er nicht einmal zu erdenken gewagt hatte – sogar die Ausdeutung des Wortes *Hedom*, das bis jetzt eine derartige Polemik ausgelöst hatte … Hedom war nichts anderes als die Verbiegung von *Edem* – und Edem wiederum die Verbiegung von *Adam* – und dieser Adam war vermutlich wiederum die Verbiegung eines anderen Ausdrucks, der noch älter war.

Hedom, Edem, Adam – was sind sie anderes als das ewige Symbol des ersten Menschen, dessen Ankunft auf Erden damit ebenfalls erklärt ist. Sofr hatte also unrecht gehabt, als er diesen Vorfahr abgestritten hatte, dessen Existenz sich sogar aus diesem Manuskript nachweisen ließ. Und das Volk hatte wieder einmal recht, das seinen Ursprung auf Adam zurückführte. Aber sowohl in diesem Punkt wie in allen übrigen hatten die Andart'-Iten-Schu nichts erfunden. Sie waren es zufrieden, zu wiederholen, was ihnen überliefert war.

Und vielleicht hatten die Zeitgenossen des Autors dieser Geschichte auch nichts erfunden. Vielleicht hatten auch sie nur nachschaffend gewirkt auf dem Wege, den andere menschliche Kulturen vor ihnen auf Erden gegangen waren. Das Dokument berichtete doch von einem Volk, das es ›die Atlantiden‹ nannte? Gerade diese beinahe unbeweisbaren Spuren der Atlantiden in der marinen Ablagerung hatten Sofrs Forschung gekrönt. Wie weit war wohl diese Nation des Altertums gekommen in der Erkenntnis der Wahrheit, als der Einbruch des Ozeans sie von der festen Erde fegte?

Wie diese Erkenntnis auch gelautet haben mochte, es blieb nach der Katastrophe nichts von ihrem Werke erhalten, und der Mensch hatte seinen Aufstieg zum Licht ganz unten wieder beginnen müssen.

Vielleicht würde es den Andart'-Iten-Schu eines Tages gleich ergehen? Vielleicht auch der Kultur nach ihnen, bis eines Tages …

Doch würde der Tag je dämmern, an dem der unstillbare Hunger des Menschen nach Erkenntnis erfüllt wurde? Würde der Tag je dämmern, an dem der Mensch, nachdem er die steile Klippe erklommen hatte, sich auf dem endlich bezwungenen Gipfel würde ausruhen können?

Diese Gedanken gingen dem Zartog Sofr durch den Kopf, während er sich über das ehrwürdige Dokument beugte.

Aus diesem Bericht von jenseits des Grabes konnte er sich das furchtbare Drama des Weltalls ausmalen, das sich immer wieder abzuspielen schien. Sein Herz war schwer von Mitleid, es blutete angesichts der unzähligen Leiden derer, die vor ihm auf der Welt gewesen; es wurde fast erdrückt unter dem Gewicht der vergeblichen Anstrengungen, die seit undenklichen Zeiten unternommen wurden. Und langsam und schmerzlich gewann der Zartog Sofr-Aï-Sr die tiefe Überzeugung, daß alles immer wieder von neuem beginnen muß.

Fußnoten

1 Die Andart'-Iten-Schu wußten also noch nichts von Neptun.

2 Wir sehen: die Andart'-Iten-Schu kannten zwar den Telegraphen, nicht aber das Telephon oder das elektrische Licht zur Zeit, als der Zartog Sofr-Aï-Sr diese Beobachtungen anstellte.

3 Aus diesen Worten können wir schließen, daß, sobald dieses Tagebuch geschrieben sein wird, das Sonnensystem mehr als acht Planeten zählen wird, daß also logischerweise der Mensch einen oder gar mehrere entdeckt haben wird, die noch weiter weg kreisen als Neptun.